
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Februar 2/2005

Aus dem Inhalt

Norbert Friebe Meine Hoffnung und meine Freude...	33
Eva-Maria Faber Zur Theologie des sakramentalen Diakonates	35
Patrick Oetterer Projekt „Zeltkirche“	40
Eckhard Jaschinski Wort-Gottes-Feier	46
Gereon Alter Zur kirchlichen Sitzungs- und Tagungskultur	49
Bernd Willmes „Damit Gott ins Spiel kommt...“	56
Franz Kalde Zur volksetymologischen Deutung kirchlicher Abkürzungen	59
Leserbriefe	61
Literaturdienst: Vera Bücker: Nikolaus Groß: Politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises Jacques Lacarrière: Die Gottesnarren	62

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domkapitular i.R. Norbert Friebe, Bremer Str. 31,
49179 Ostercappeln | Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Alte
Schanfiggerstr. 7-9/Theologische Hochschule, CH-7000
Chur | Patrick Oetterer, Domkloster 3/Domradio, 50667
Köln | Prof. P. Dr. Eckhard Jaschinski SVD, Arnold-Janssen-
Str. 30, 53754 St. Augustin | Pfarrer Gereon Alter, Auf
dem Holliter 69, 45138 Essen | Prof. Dr. Bernd Willmes
M.A., Neuenberger Str. 74, 36041 Fulda | Dr. Franz Kalde,
Stadtweg 5, 33100 Paderborn

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-
straße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch,
Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf
Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof
Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln |
Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MWSt.
zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Norbert Friebe

Meine Hoffnung und meine Freude ...

Ein Gebetsruf aus Taizé soll uns in diesem Monat in die österliche Bußzeit begleiten. Viele Menschen lieben die eingängige Melodie von Jacques Berthier, die Worte der vertrauensvollen Verbundenheit mit Jesus Christus. Wir wollen sie betrachten, um sie intensiv, von Herzen beten zu können.

Meine Hoffnung und meine Freude, meine Stärke, mein Licht:

Christus, meine Zuversicht, auf dich vertrau ich und fürcht mich nicht, auf dich vertrau ich und fürcht mich nicht.

Die Worte des Liedes lehnen sich an das „Danklied der Geretteten“ in Jesaja 12 an, sind zugleich eine großartige Zusammenfassung des Psalms 27, der mit den uns so vertrauten Worten beginnt: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil.“ Der Ruf nimmt die alte von den Kirchenvätern stammende Art des Psalmenbetens auf, mit den Worten des Psalms Jesus Christus selbst als den Kyrios anzusprechen.

Schauen wir so auf die einzelnen Aussagen des Rufes.

Christus, meine Hoffnung: Oft und oft werden wir in der Schrift angesprochen, unsere Hoffnung auf den Herrn zu setzen. Er selbst **ist** unsere Hoffnung, der das „gute Ende“ verbürgt. Wir haben die Bilder vor Augen, da sich der Aussätzige, der Blinde, viele andere Kranke an Jesus Christus als an ihre letzte Hoffnung klammern. Alle suchen ihn – und keiner wird enttäuscht, auch wir nicht.

Christus, meine Freude: Noch klingt in uns die Weihnachtsbotschaft: Ich verkünde euch eine große Freude (Lk 2,10). Und wir gehen auf Ostern zu, da diese Freudenbotschaft sich vollendet. Mit den Jüngern, die

sich freuten, da sie am Ostertag den Herrn sahen (vgl. Joh 20,20), feiern wir dann unseren Glauben, dass er, unsere Freude, uns immer nahe ist (vgl. Phil 4,4) und bei uns bleibt alle Tage (vgl. Mt 28,20) – auch mitten in Bedrängnis und Schmerz.

Christus, meine Stärke: Der gütige und milde Jesus war zugleich der Starke, der konsequent seinen Weg ging, der am Ende unbeugsam vor seinen Anklägern, vor Pilatus stand,

The image shows a musical score for a hymn. It consists of four systems of music, each with a vocal line (treble clef) and a piano accompaniment line (bass clef). The lyrics are written below the vocal line. The chords are indicated above the vocal line. The lyrics are: "Mei-ne Hoff-nung und mei-ne Freu-de, mei-ne Stär-ke, mein Licht, Chri-stus, mei-ne Zu-ver-sicht, auf dich ver-trau-ich und fürcht-mich nicht, auf dich ver-trau-ich und fürcht-mich nicht." The chords are: F, Bb, C (Dm C), F, C, Bb, A3, Dm, C, F, Bb, C, Dm, Bb, F.

nachdem er seine Angst und Verlassenheit vor dem Vater herausgeschrien hatte. Wer sich mit ihm verbindet, der kann mit Paulus sprechen: „Alles vermag ich in dem, der mir Kraft gibt“ (Phil 4,13), und: „Gott ist uns Zuflucht und Stärke“ (Ps 46,2).

Christus, mein Licht: „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“, sagt der Johannes-Prolog (Joh 1,9). Er, das Licht der Welt, erleuchtet die, die ihm folgen, so dass sie „Licht vom Licht“, Licht der Welt werden (Mt 5,14). Wir singen immer wieder das „Lichtmess-Lied“ des Simeon: ...ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und Herrlichkeit für dein Volk Israel (Lk 2, 32).

Christus, meine Zuversicht: Kein besseres deutendes Bild kann es hier geben als das des guten Hirten (Joh 10), das in den Worten des 23. Psalms vor uns steht: „Dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht.“ Der Vers führt uns hinüber zum letzten Wort des Liedes, das alles von Christus Gesagte in das dankbare Gebetswort münden lässt:

Auf dich vertrau ich und fürcht mich nicht: Worte aus den Psalmen kommen hier zur Vollendung: „Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil“ (Ps 23,4), und auch der Vers, den nach Lukas Jesus als letztes Wort am Kreuz spricht: „In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist“ (Ps 31,6). Gott selbst ist es, der uns durch seine Boten, vor allem durch **den** Boten, Jesus, den Sohn, immer wieder zuruft: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir.

Auch dieser Liedruf, dieses Gebet, das sich so leicht wiederholend singen und beten lässt, kann zum Anbetungsgebet werden, wenn wir in der Stille, im Gotteshaus, vor dem Tabernakel, wo immer, zum Herrn kommen und ihm sagen: Wir sind gekommen, dich anzubeten, dich, unsere Hoffnung und unsere Freude, unsere Stärke, unser Licht.

Liebe Leserinnen und Leser,

der Einstiegsartikel von **Prof. Dr. Eva-Maria Faber**, Dogmatikerin an der Theologischen Fakultät Chur, untenimmt eine theologische Ortsbestimmung des Diakonats und lässt diesen gründen in einer diakonalen Existenz.

Über die Erfahrungen mit einer zeitweise aufgestellten Zeltkirche berichtet Diakon **Patrick Oetterer** aus dem Erzbistum Köln, der für das theologische Programm des Domradsos zuständig ist.

Im letzten Jahr erschien das Werkbuch „Wort-Gottes-Feier“. Dieses wichtige Hilfsmittel zur Bewusstmachung der Bedeutsamkeit von Wortgottesfeiern wie auch zu deren Gestaltung stellt der Liturgiewissenschaftler der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Steylermissionare in St. Augustin, **P. Prof. Dr. Eckhard Jaschinski**, vor.

Der Titel des Beitrags von **Gereon Alter**, Priester des Bistums Essen, mag Humoristisches vermuten lassen. Doch die viele Zeit, die in der Pastoral Tätige auf Sitzungen und Tagungen verbringen, lässt die Frage nach der dort herrschenden Kultur zu einem durchaus ernsten Thema werden.

Exegese, einmal nicht zu einem biblischen Text, sondern zum Motto des letzten Weltgebetstages für geistliche Berufe bietet **Prof. Dr. Bernd Willmes**, Alttestamentler an der Theologischen Fakultät der Universität Fulda, um so zugleich das Thema Berufung ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken.

Als kleiner Tribut an den Karneval beschließen **Dr. Franz Kaldes** volksetymologische Deutungen kirchlicher Abkürzungen dieses Heft. Der Verfasser ist u. a. Universitätsdozent für das Kirchenrecht an der Universität Salzburg.

Einen fröhlichen Karnevalsausklang und eine gute Vorbereitungszeit auf das diesjährige Osterfest wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Zur Theologie des sakramentalen Diakonates

Das II. Vatikanische Konzil hat das Amt des ständigen Diakons wieder belebt, ohne genauer zu bestimmen, welches seine spezifische Bedeutung im Leben der Kirche ist und welche Aufgaben ihm angemessenerweise übertragen werden. Die nachkonziliare Theologie hat diesbezüglich die Problemstellung schärfer herausgearbeitet, ohne dass sich indes eine bestimmte theologische Ortsbestimmung durchgesetzt hätte. In der Praxis kam es allein schon innerhalb des deutschsprachigen Raumes zu unterschiedlichen Akzentsetzungen hinsichtlich der konkreten Aufgabenbereiche der ständigen Diakone. Gibt es in Deutschland sowohl hauptberuflich in der Sozialarbeit oder der Pastoral tätige Diakone wie auch Diakone mit einem „Zivilberuf“, so kennt die deutschsprachige Schweiz fast ausschließlich hauptamtliche Diakone, die mehrheitlich in der Pfarreiseelsorge arbeiten und vielfach als Gemeindeleiter in eher presbyterale Dienste hineinrücken.

Im Folgenden soll nicht erneut ein Versuch unternommen werden, nach angemessenen Umschreibungen der Tätigkeitsfelder für Diakone zu fragen. Beabsichtigt ist eine theologische Ortsbestimmung, die sich daran orientiert, dass der Diakonat im amtlichen Sinn an eine sakramentale Ordination gebunden ist. Welches ist der theologische Grund dafür? Wenn etwa der Diakon mit Zivilberuf sehr viel weniger kirchenamtlich tätig ist als ein Pastoralassistent / eine Pastoralreferentin, warum wird er sakramental ordiniert, ein hauptamtlich im pastoralen Dienst tätiger Laie jedoch nicht?

Aufgabe des sakramentalen Amtes ist es, in darstellendem Handeln und symbolischer Repräsentation für die Gegenwart und das Wirken Jesu Christi in seiner Kirche einzustehen. Wohlverstanden fungiert solche Christusrepräsentation nicht als Stellvertretung des *abwesenden* Christus, sondern als personales Zeichen des *anwesenden* Herrn. Das bischöfliche und davon abgeleitet das presbyterale Amt ist dabei verantwortlich für jene Vollzüge kirchlichen Lebens, an denen sich das Geschenkhafte neuen Lebens verdichtet, wie es insbesondere in den Sakramenten geschieht.

Demgegenüber sind Laien im pastoralen Dienst im Gefüge der Kirche dafür verantwortlich, dass das Geschenkte in den Lebensvollzug hinein genommen, umgesetzt und entfaltet wird: auf dass die Kirche und die Gläubigen in ihr je mehr leben, was ihnen an neuem Leben geschenkt ist.

Wie ist im Rahmen dieser theologischen Bestimmung eines komplementären Zueinander von Laien und ordinierten Amtsträgern¹ die theologische Ortsbestimmung der Diakone vorzunehmen?

Kraft ihrer Ordination gehören Diakone auf die Seite des sakramentalen Amtes. Wie den Bischöfen und Presbytern ist ihnen ein ausdrücklicher symbolisch-repräsentierender Dienst an der Gegenwart Jesu Christi in seiner Kirche aufgetragen. Doch welche Eigenart hat dieses diakonale Amt im Vergleich zum presbyteralen und bischöflichen Dienst?

Spitzen wir die Fragestellung noch etwas zu. Die Ordination zum Diakon begründet anders als bei der Priesterweihe keine Vollmacht, die für sakramentales Tun konstitutiv wäre. Faktisch werden zwar Diakone, die im pastoralen Bereich eingesetzt sind, vermehrt für die Feier der Sakramente, speziell der Taufe oder der Eheassistentz, in Anspruch genommen. Allerdings lässt sich hier wohl nicht die spezifische Bedeutung des sakra-

mentalen Diakonates ablesen. Dies gilt umso mehr, als prinzipiell auch Laien zu Taufvollzug und Eheassistenten delegiert werden können. Die Ordination zum Diakon zielt nicht primär auf einen Dienst an den sakramentalen Vollzügen der Kirche.

Das Spezifische des ständigen Diakonats wäre – wie es die Benennung nahe legt – eher in der Dimension des Dienens zu suchen. So heißt es in verschiedenen diözesanen oder überdiözesanen Richtlinien zum Diakonats sinngemäß, der Diakon verkörpere die dienende Haltung Jesu in Kirche und Welt, er sei Repräsentation des dienenden Christus. Diese Beschreibung verlangt nach weiterer Auslegung. Was ist das Spezifische des in einer Ordination begründeten diakonalen Amtes, wenn doch alle Ämter eine diakonale Dimension haben, wenn in allen Ämtern der Dienst Jesu leitend sein soll und wenn Diakonie als Grunddimension der Kirche allen Glaubenden aufgetragen ist?

Man könnte die Diakonenweihe als eine besonders ausdrückliche Beauftragung zu einer diakonalen Existenz ansehen. Die ordinierten Diakone wären Amtsträger, die das Dienen, das in der Tat allen aufgetragen ist, programmatisch und ausdrücklich in die Mitte stellen: eine heilsame Mahnung mitten im kirchlichen Leben, heilsam nicht zuletzt für alle anderen Amtsträger.

Doch dürfte allein diese Deutung nicht hinreichend aufzeigen können, welchen Sinn es hat, dass zu diesem Dienst *ordiniert* wird. Die Ordination begründet nach römisch-katholischer Theologie einen Dienst, der kirchenöffentlich in der Dimension des Zeichens für die Gegenwart Jesu Christi eintreten soll. Nun begründet zwar die Ordination zum Diakon anders als die Ordination zum bischöflichen und presbyteralen Dienst unübersehbar nicht ein „opus operatum“: ein Geschehen, in dem relativ unabhängig von Würde und Bereitschaft des Ordinierten doch göttliche Heilswendung geschehen kann. Wenn ein Diakon nicht dient, geschieht auch wirklich nichts ... So ist gewiss die Bereitschaft zu einer diakonalen Existenz

die Basis für den Dienst als ordinerter Diakon. Entscheidend für den amtlichen Diakonats ist aber, dass die Diakone dieses ihr programmatische Dienen in der Kirche als Zeichen zur Verfügung stellen: So kann der Dienst des Diakons zum sakramentalen Zeichen für das Dienen Jesu Christi selbst werden. Der Gedanke der Christusrepräsentation, der für das presbyterale und bischöfliche Amt gilt, ist auch hier aufzunehmen. Der Diakon ist Repräsentation des dienenden Christus – nicht als schöne Erinnerung, sondern als Verweis auf die reale Gegenwart Jesu Christi. Der Diakon ist gleichsam personal verkörperter Hinweis auf die Verheißung Jesu, selbst unter uns zu sein als Dienender. Das Dienen des Diakons darf aufleuchten lassen: *Im zwischenmenschlichen Dienen geht nicht nur die Sache Jesu weiter; er selbst ist in unserer Mitte gegenwärtig als Dienender.*

Die Bedeutung dieses diakonalen Dienstes ist nicht nur und vielleicht nicht einmal zuerst im Blick auf Situationen zu beschreiben, in denen einzelnen Menschen geholfen werden kann. In der konkreten Zuwendung zum Einzelnen dürften in der Regel die konkrete Hilfe und das gläubige Zeugnis wichtiger sein als die Frage, ob die helfende Person in der Dimension des *Zeichens* für die Gegenwart Jesu Christi einsteht. Immerhin kann der Diakon auch dem einzelnen Menschen den Blick dafür öffnen, dass der Herr selbst Diener der Notleidenden ist. Seine vorrangige Bedeutung hat der sakramentale Diakonats aber für das Ganze der Symbolgestalt der Kirche (dies allerdings nicht anders als dadurch, *dass* er im sehr konkreten Dienst an Menschen steht, sei es ein sozialer oder ein pastoraler Dienst!).

Der sakramentale Diakonats in der Symbolgestalt der Kirche

Wenn man fragt: Braucht es eigentlich in der Kirche den Diakonats, dann lautet die Antwort nicht in gleicher Weise „Ja“ wie beim Amt des Priesters. Auch von Laien im kirchli-

chen Dienst ließe sich noch entschiedener sagen: Ja, es braucht sie. Natürlich gibt es Kirchen ohne Pastoralassistenten. Aber es gibt keine Kirche ohne „Laien“, und auch keine Kirche ohne Laien, die für das kirchliche Leben Verantwortung übernehmen (wenngleich es nicht notwendig Laien gibt, die theologisch ausgebildet sind und für ihren Dienst bezahlt werden). Es könnte aber eine Kirche ohne ordinierte Diakone geben: Jahrhundertlang hat es eine Kirche ohne den Dienst ständiger Diakone gegeben.

In der Gestalt der Kirche geht es aber nicht nur um das, was unbedingt notwendig ist. Im Notfall kann die Kirche noch ganz anders aussehen. Es hat in Untergrundkirchen Formen kirchlichen Lebens gegeben, die auf ein Minimum reduziert waren. Im Grenzfall kann die mündliche Tradition des Evangeliums und Taufe für das Weiterleben der Kirche ausreichen. Jedoch ist es nicht angemessen, Kirche vom Minimum her zu denken. In der vollständigen Symbolgestalt der Kirche kommt es darauf an, dass das, was der Kirche von Gott her geschenkt ist und zur Fülle ihres Lebens gehört, auch sichtbare Darstellung findet.

Kirchliches Leben ist nicht Unternehmen von gläubigen Menschen, die sich zusammenfinden, um das Ideal Jesu wach zu halten, seinen Auftrag weiterzuführen; nicht einmal nur eine Verbindung von Menschen, die im Glauben an Gott Gemeinschaft bilden. Das kirchliche Leben und das je persönliche Leben der Glaubenden darin sind durchwoben von der Gegenwart Jesu Christi selbst und von dem Wirken seines Geistes. Er beschenkt uns mit seinem Leben, zieht uns hinein in seine Wirklichkeit, und daraus darf unser Leben als Christen und als Kirche wachsen. Ein Kirchenverständnis, das davon absehen würde, verfielen einem „pastoralen“ oder „ekklesialen“ Deismus, der Jesus Christus und seinen Geist aus den kirchlichen Zusammenhängen zurückgezogen sieht. Trifft für den herkömmlichen Deismus der Vergleich des Schöpfers mit einem Uhrmacher zu, der die Uhr aufgezogen hat, die dann

aber von allein weiterläuft, so ist ein „ekklesialer Deismus“ versucht, Jesus Christus und seinem Geist nur die Initialzündung zuzuschreiben: Mag die Apostelgeschichte eindrücklich bezeugen, wie in der Urkirche die Gegenwart Jesu Christi und das Wirken seines Geistes erfahren wird, so sind diese Anfangszeiten heute Vergangenheit; das kirchliche Leben ist nun unsere Sache.

Es macht nachdenklich, wie Michael Krüger diese Stimmung in einem Gedicht eingefangen hat²:

Rede des ev. Pfarrers
(lacht)
*Ach, wissen Sie,
auch ohne ihn
haben wir viel zu tun.
Manche in der Gemeinde
haben ihn schon vergessen.
Anderen fehlt er. Sehr.
War es besser mit ihm?
Der Trost drang tiefer,
und die Scham darüber,
geboren zu sein,
ließ sich leichter
verbergen.*

Es ist nicht gleichgültig, ob wir ein Gespür dafür haben, dass es nicht ohne Jesus Christus geht, dass es aber auch nicht ohne ihn gehen muss, weil er gegenwärtig und für uns da ist. Es ist darum auch nicht gleichgültig, ob wir in Worten und Zeichen, auch in Zeichen personaler Art, daran erinnert und darauf gestoßen werden, dass es nicht ohne Jesus Christus gehen muss. Wir tragen nicht losgelöst von ihm seine Sache weiter, sondern werden von ihm getragen, wenn wir in seiner Gemeinschaft leben und seine Selbstzusage bezeugen.

Der Diakon ist Repräsentation des dienend gegenwärtigen Christus, also nicht ein Vertreter dessen, der abwesend ist und nicht mehr selbst der Diener unter uns sein kann. Dabei ist diese Christusrepräsentation nicht exklusiv gemeint; vielmehr wirft sie Licht auf die Gegenwart Jesu Christi in der Diakonie

der Gemeinde. Es soll ausdrücklich werden, was allen Christen aufgetragen und verheißen ist: in ihrem Dienen Christus Gestalt zu geben. Im Dienst des ordinierten Diakons wird im kirchlichen Leben das Zeichen gesetzt, dass wir in gegenseitigem Dienen nicht nur das Vorbild Jesu nachahmen. Es geht nicht nur die Sache und das Vorbild Jesu weiter, er selbst bleibt gegenwärtig als der Dienende.

Zu einer Spiritualität des Dienens „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh 12,26)

Die Bereitschaft zu einer diakonalen Existenz ist die Basis für den Dienst als ordinierter Diakon. Durch die Ordination wird der Dienst des Diakons zum sakramentalen Zeichen für das Dienen Jesu Christi selbst – was nicht heißt, dass die Gegenwart Jesu Christi nur dort zugesagt ist, wo ein ordinierter Diakon steht. So sei hier ein Abschnitt aus dem Johannesevangelium im Blick auf eine Spiritualität des Dienens ausgelegt, die Ordinierten und Nicht-Ordinierten gemeinsam sein kann³. Von allen Christen ist die Bereitschaft zum Dienen verlangt – für alle Christen gilt die Verheißung Jesu: „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh 12,26). Für die Wahrheit dieser Verheißung ist der ordinierte Diakon in der Kirche Zeichen.

„Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener (diakonos) sein“ (Joh 12,26). Dort sein, wo Christus ist, kann nur der „diakonos“, der Mensch, der zum Dienen bereit ist, ja, sich ganz und gar als Dienende(r) versteht. Was dies bedeutet, beschreiben die vorausgehenden Verse (Joh 12,24 f) im Bild des Weizenkorns, das in die Erde fällt und stirbt, und so Frucht bringt. Die so Lebenden stehen in der Nachfolge Jesu, der sein Leben nicht festhielt, sondern es verschenkte.

Diener des dienenden Christus sein bedeutet: Schauen, wo er ist, um dann auch selbst dort hinzugehen. „Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach“, in die Orte des

Dienens Jesu hinein, und dann gilt: „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“. Es gilt, wach und aufmerksam zu sein, wo Menschen sind, denen Jesus Christus nahe sein will, ja, denen er bereits nahe ist. Dienend gelangen wir in seine Gegenwart.

Gerade deswegen wird in dieser Nachfolgebewegung die Aufforderung als *Verheißung* hörbar. „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“. Das heißt ja auch: Wer schaut, wo Jesus Christus heute gegenwärtig sein will, und sich selbst in diese Situationen hineinstellt, sich selbst verschenkend, darf gewiss sein, dass er dort nicht allein ist, weder im Blick auf die Menschen, für die er da ist, noch für sich selbst. Es gilt, in einer gleichsam „mystischen Sicht des Dienstes“ im eigenen Dienen die Gegenwart Jesu Christi und seines Geistes wahrzunehmen. Wem die Augen dafür fehlen, ist in Gefahr, sich selbst zu überfordern, weil er meint, geben zu müssen, was er gar nicht geben kann, und weil er meint, alles allein tun zu müssen.

Wo wir Menschen einander dienen und so im Dienst Christi stehen, ist er selbst gegenwärtig. Aus seiner Gegenwart ist, was wir einander zu geben haben, mehr als nur das, was wir selbst vermögen. Natürlich sollen wir alles, was in unseren Kräften steht, tun. Die eigenen Begabungen und Fähigkeiten dürfen als Gaben Gottes angesehen werden, die er gegeben hat, damit sie eingesetzt werden. Aber das allein ist zu wenig, um die Sehnsucht von Menschen zu stillen, um Not – welcher Art auch immer – wirklich zu beheben, um Heil zu eröffnen. Es gibt Situationen, in denen das überdeutlich ist: wenn wir Menschen nicht trösten können, weil wir einen verlorenen Menschen nicht zurückholen können; wenn Menschen so tief im Dunkel stecken, dass niemand es wirklich nachfühlen kann. Nicht wir Menschen bringen einander das Heil, und das gilt nicht nur für die Situationen, in denen wir mit unserer Weisheit am Ende sind.

„Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“. Wohin dienende Menschen auch gehen – Jesus Christus ist schon da, und das ist

gut so, es ist notwendig. Die Gegenwart Jesu Christi macht den Dienst von Menschen nicht überflüssig, aber ohne sie wäre alles, was wir tun können, zu wenig. In seiner Gegenwart hingegen ist das Wenige, das Fragment, das der eigene Dienst erbringt, genug. Es kann Gefäß sein für den je größeren Reichtum Gottes.

Die Gegenwart Jesu Christi gilt aber auch den Dienenden selbst. Er ist gegenwärtig auch, um denjenigen, die in seinem Dienst stehen, nahe zu sein. Der unvertretbar aufgetragene Dienst kann an die eigenen Grenzen führen. In schwierigen Zeiten macht sich das Gefühl breit, ausgelaugt, müde und in dieser Müdigkeit sehr einsam dazustehen. Dienen hat sehr real mit Sterben zu tun – wie eben das Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt. In diese Müdigkeit, in dieses Sterben hinein sagt Jesus Christus seine Gegenwart zu. „Wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“. Er ist schon da.

Die Worte Jesu stehen im Johannesevangelium im Kontext einer Begebenheit, in der Griechen an Philippus herantreten und sagen: „Wir möchten Jesus sehen“ (Joh 12,21). Wenn die Worte Jesu über das Weizenkorn, das in die Erde fällt, und über die Gegenwart des Dienenden bei seinem „Ich bin“ auch eine Antwort auf diese Bitte sind, dann geben sie Aufschluss darüber, wo er zu sehen und zu finden ist. Wo Menschen in seiner Nachfolge dienen, dürfen sie gewiss sein, dass sie in die Gegenwart Jesu Christi gelangen. Und diese Rede von seiner Gegenwart ist nicht nur Chiffre für die Anerkennung, dass wir im Dienen tun, was ihm entspricht. Wir dürfen auf sein *Dasein* vertrauen in dem Sinne, dass er selbst mit seinem eigenen Trost, mit seiner eigenen Güte, mit seiner eigenen Wirksamkeit gegenwärtig ist. „Ich bin unter euch wie der, der bedient“ (Lk 22,27).

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. hierzu meinen zusammen mit Elisabeth Hönlig verfassten Beitrag: Identität, Profil und Auftrag der pastoralen Dienste. In: George Augustin (Hg.); Günter Risse (Hg.): Die eine Sendung – viele Dienste. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche. Paderborn 2003, 107–127.
- ² Michael Krüger: Wettervorhersage. Gedichte. Residenz Verlag, Salzburg 1998, 58.
- ³ Die Exegese legt Joh 12,26 in erster Linie auf die eschatologische Gemeinschaft mit dem verherrlichten Christus aus (Rudolf Schnackenburg). Doch dürfte es legitim sein, die „immerwährende Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn“ (Udo Schnelle) bereits irdisch anheben zu sehen.



Projekt „Zeltkirche“

Ein Erfahrungsbericht

1. Das konkrete Projekt Zeltkirche Engelskirchen

Das zeitlich-räumlich umgrenzte Projekt „Zeltkirche des Seelsorgebereichs Engelskirchen“ fand vom 6. Juli bis 3. August 2003 in einem großräumigen Zelt mit einem breit angelegten und inhaltlich stark christlich-religiös akzentuierten Programm auf einem öffentlichen und für den Seelsorgebereich zentral gelegenen Platz der Gemeinde Engelskirchen statt. Hauptverantwortlicher dieses Projektes war der für den Pfarrverband Engelskirchen zuständige Diakon Ralf Schwenk. Zu den Projekt-Veranstaltern gehörten die vier Gemeinden des Seelsorgebereichs sowie das Katholische Jugendamt für die Kreisdekanate Oberberg und Altenkirchen, Sitz Gummersbach. Das Jugendamt hatte zusammen mit dem Erzbistum Köln vor einiger Zeit dieses Zelt mit vier weiteren Kapellenzelten und zwei Zusatzzelten speziell für seine Jugendarbeit in Oberberg erworben. Seitdem kreiste es und wandert weiter durch verschiedene Städte des Oberbergischen Kreises und des Kreises Altenkirchen.

Viele Veranstaltungen der Zeltkirche in Engelskirchen waren ein werbendes Angebot auch in den öffentlich-politischen Raum (Gemeinden, Schulen, Institutionen) hinein, genauso wie umgekehrt die Zeltkirche von dorthin diverse Unterstützung erfuhr. Schon diese Ausrichtung zeigt, dass das Projekt ein gegenüber der Grundkonzeption Zeltkirche des Kath. Jugendamtes stark auf die konkrete Situation unseres Seelsorgebereichs hin abgestimmtes und erweitertes pastorales Anliegen verfolgte. Dem Hineinwirken in den öf-

fentlichen Raum entsprach dann beispielsweise ein speziell darauf abgestimmtes Programmangebot.¹ Das Zelt diente von Seiten der vier Kirchengemeinden also nicht allein und primär der Ansprache von und der religiös motivierten Auseinandersetzung mit Jugendlichen. Gleichrangig daneben hatte es nämlich für den gerade neu geschaffenen Seelsorgebereich Engelskirchen² auf „neutralem“ Boden eine integrierende und zugleich glaubensmäßig herausfordernde Funktion. Den Gemeinden sollten sich über diesen gemeinsam beschrittenen Weg neue Perspektiven für ihre neu gewonnene Seelsorgeeinheit erschließen. Zudem sollte dieses Projekt ganz allgemein der Verlebendigung und Vertiefung des Glaubens der Besucher an den dreifaltigen Gott dienen. Und natürlich waren z. B. durch die enge Zusammenarbeit mit den Schulen, Kindergärten und die in den Gemeinden parallel laufenden Firm- und Kommunionvorbereitungen besonders auch viele Jugendliche und Kinder in das Zelt gekommen, die sich von *ihrem* vielfältigen Programmangebot ansprechen ließen.³

Ohne Übertreibung kann das Projekt Zeltkirche im Rückblick in vielfacher Hinsicht als gelungen bezeichnet werden. Nicht nur, weil 6.000 Besucher gezählt werden konnten.

Gott und Mensch sind sich hier auf produktive Weise in die Quere gekommen. Viele Besucher fanden Anregungen und Inspiration für ihren Alltag. Spontane Äußerungen lauteten etwa: „Haben wir eine schöne Zeltkirche!“, „Hat diese Kirche eine Energie! (beim Betreten)“.

Das Motto der Zeltkirche „Unterwegs mit Gott“, das in seiner künstlerischen Umsetzung und Gestaltung den Raum der Zeltkirche geprägt und erfüllt hat, kann als die genuin christliche Thematisierung und Umsetzung vor diesem Hintergrund gesehen werden. Dazu wurden die pastoral-konzeptionellen Anregungen einer Kulturpastoral in das Konzept der Zeltkirche Engelskirchen aufgenommen und mit Jürgen Müller und Ralf Schwenk umgesetzt. Das Programm der Zeltkirche galt es entsprechend auf die verschiedenen Besuchergruppen hin abzustimmen, damit das Grundverständnis von Kir-

che im Zelt, diese dynamische Form von Kirche-Sein, vermittelt und schließlich realisiert werden konnte.

Inhaltlich ging es vor allem darum, Gott als das zentrale, einzigartige und einzig lebensstiftende *Ereignis* des eigenen Lebens und dem der Kirche zu erfahren, um es weiter in seinen Dimensionen zu erschließen und im Alltag⁴ zu leben.

Im Mittelpunkt jedoch stand eindeutig – und das wurde genau so er- und gelebt – das liturgische Geschehen, vollzogen anhand verschiedener liturgischer und gottesdienstlicher Formen (Raum für Stille, Andachten, Eucharistiefeiern, Stundengebet, etc.). Diese hatten ihre materiell-geistige Basis in den eigens für die Zeltkirche geschaffenen liturgischen Arbeiten (Altar, Ambo, Kreuz, Kerzenständer, Kelch, Schale, Wüsten-/Sand-Boden, Himmels-Leinwand mit den 10 Geboten und eine 30 Meter lange Lebens-/Horizontlinie) des freischaffenden Künstlers Jürgen Müller. Dessen künstlerisch-liturgisches Konzept hatten wir im engen Gesprächskontakt gemeinsam erarbeitet, so dass darin das Motto der Zeltkirche „Unterwegs mit Gott“ wiedererkannt werden sollte. Doch reichte die in der Kunst sich aussprechende Dynamik weit darüber hinaus. Kunst und Künstler ins Gespräch gebracht, das war vielfach die Schnittstelle, an der sich Glaubensfragen organisch und unmittelbar stellten. Alle Altersklassen der Besucher zeigten sich hier angesprochen und berührt.

Schwachpunkte der Zeltkirche, die keinesfalls verschwiegen werden sollen, lagen vor allem im organisatorischen Bereich. Der Ablauf und die Koordination mancher Veranstaltungen waren nicht immer reibungslos. Dies hatte seine Ursache in der großen Anzahl von über 150 Veranstaltungen und den zahlreichen Einzelbesuchern und Meditationsgruppen, die spontan kamen. Die inhaltlich divergierenden Grundkonzeptionen von Kath. Jugendamt und den vier Gemeinden des Seelsorgebereichs brachten ebenfalls Spannungen mit sich, die allerdings zu meist gelöst werden konnten.

Was aber solchen Event-Vorhaben wie Zeltkirche gegenüber kritisch sein lässt, dass

sie nämlich seltener in die Kontinuität eines spirituellerneuerten Gemeindelebens führen, sollte hier für Engelskirchen hoffentlich gebannt sein. Die Zeltkirche wird nämlich in abgeänderter Form in der Filialgemeinde Hl. Familie Engelskirchen-Hardt für den gesamten Seelsorgebereich mit Schwerpunkt Jugendpastoral in einer pastoral angepasst-abgewandelten Form in Kontinuität weitergeführt. D. h., das Zelt ist weiter gewandert, die Event-Plattform wird bleiben.

2. Vorgeschichte und pastorales Anliegen der Zeltkirche des Katholischen Jugendamtes⁵ für die Kreisdekanate Oberberg und Altenkirchen

Primär Jugendliche sollen in Oberberg und Altenkirchen Kirche einerseits als erlebnisorientierten und spannenden „Ausnahmestand“ in einem Zelt erleben, außerhalb des zeitlich-räumlich gewohnten Gemeindelebens. Andererseits soll Kirche für die, die sie kaum noch oder gar nicht mehr als Ort von Glaube und Gemeinschaft kennen, auf erfrischend neue und andere Art und Weise als zugänglich und ungewohnt originell erfahrbar werden. Darüber hinaus verfolgt die Zeltkirche Oberberg/Altenkirchen das strategische Ziel, Zentren der Begegnung zu schaffen. In den Regionen sollen Zentren der Begegnung junger Menschen im Kontext von Kirche entstehen. Für kirchlich beheimatete und religiös bewusst suchende junge Menschen müssen auch bei geringer werdenden Zahlen geistliche Angebote auf regionaler und diözesaner Ebene verstärkt bereit gehalten werden, die ihrer Beheimatung in der Kirche und ihrer persönlichen Zurüstung im Glauben dienen. Das sind nun Möglichkeiten, die vor allem eine Zeltkirche bietet, wie sie zuvor bereits für das Youth-Camp der Expo 2000 entwickelt und geschaffen wurde.

Danach soll möglichst vielen jungen Menschen dieser ungewohnt offene Raum zum Ort der Begegnung und des Miteinanders werden. Christen aller Konfessionen sind eingeladen, diese Kirche für einen bestimm-

ten Zeitabschnitt und entsprechend der eigenen Tradition sowie mit Blick auf die Mitchristen gemeinsam mit Leben zu füllen. Die Zeltkirche ist als offener Ort für Menschen zu begreifen, in der auf unterschiedlichste Weise Begegnungen mit Religion und Kirche möglich ist. Dabei hat sie konkreter Ort des Geschehens von kulturellen Ereignissen und gemeinsamen Festen zu sein, von der Besinnung über das Gebet bis hin zur liturgischen Feier. In diesem Sinne ist die Zeltkirche als ein „mobiles jugendpastorales Zentrum“ für eine dezentrale Jugendarbeit und -pastoral des Katholischen Jugendamtes vom Erzbistum Köln für den Raum Oberberg angeschafft worden. Dieses Konzept hebt sich allerdings von dem des Youth-Camps der EXPO in Hannover in Richtung einer deutlicher akzentuierten Kirchlichkeit und größerer Kontinuität – bezogen auf den dauernden, wenn auch wechselnden Einsatz im Raum Oberberg/Altenkirchen – ab.

3. Die Anliegen des Pastoralprojektes Zeltkirche im Seelsorgebereich Engelskirchen im Juli/August 2003

Unter den konkreten Umständen des Seelsorgebereichs Engelskirchen und den damit verbundenen besonderen pastoralen Erfordernissen hatte nun das Projekt Zeltkirche Engelskirchen das Konzept des Kath. Jugendamtes nochmals anders zu akzentuieren. Hier stellte sich zusätzlich zu dem Schwerpunkt Jugendpastoral die Herausforderung, die Zeltkirche vor allem auch als Ort und Chance der Zusammenführung der vier neu gruppierten Gemeinden des Seelsorgebereichs Engelskirchen zu begreifen.

Für diese stand bis dahin der neue Weg einer verstärkten Kooperation erst am Anfang. Das Motto „Unterwegs mit Gott“ bot in dieser Situation den Gemeinden, Menschen aller Altersstufen, Kindern und Jugendlichen ein breites Spektrum an Möglichkeiten, sich in dieser Ausnahmesituation in besonderer Weise als im Glauben unterwegs zu erfahren. Gewählt wurde ein Motto, das zunächst also

keine moralisch-ethischen Hürden im Sinne von „Du musst etwas tun!“ aufbaute. Vielmehr beschreibt es die Tatsache, dass Gott bereits alles Entscheidende an uns getan hat. An uns und unseren Gemeinden war es vielmehr, seine wirkende Nähe in unserer Gemeinschaft und in das eigene Leben hinein zu lassen. Dies sollte mit Hilfe eines breiten und darauf abgestimmten Programmangebotes gelingen. Dieses reichhaltige Programm und die beeindruckende künstlerische Gestaltung der Zeltkirche samt Interaktion durch den ortsansässigen Künstler Jürgen Müllers sollte Kirche für viele neu erfahrbar und erlebbar werden lassen.

„Wüstenerfahrung“ – sich allein fühlen, oder sich in Gemeinschaft auf den Weg machen, sind Erfahrungen, die die Mitglieder des Volkes Gottes schon seit frühester Zeit gemacht haben. Hier in dieser Zeltkirche, ausgestaltet mit Wüstensand, wollte man sich miteinander auf den Weg machen, dabei auf andere zugehen, um so auch zugänglicher für andere zu werden. Verschüttete Quellen waren aufzuschließen, neue Quellen waren zu erschließen: Dazu schreibt Erich Purk: „Man kann die Wüste nur bestehen, wenn man die Oasen kennt, um die Brunnen weiß. Von Brunnen zu Brunnen, von Quelle zu Quelle hat damals Israel seinen Weg durch die Wüste gefunden. Die Brunnen in der Wüste sind Gabe Gottes“.⁶

Die Zeltkirche sollte Alt und Jung die Möglichkeit geben, sich selbst, die Mitmenschen, die Welt und auch die Kirche neu zu begreifen und durch die eigene schöpferische Kraft in Glaube, Hoffnung und Liebe neu zu erschaffen. Junge Menschen ab dem Kindergartenalter wurden zu einer Begegnung und zu einem Leben mit Jesus Christus und seiner Botschaft in die Gemeinschaft der Kirche eingeladen. Kreative und andere Arten des Programmangebotes sollten die Besucher in ihrer Lebenswelt wahrnehmen und ansprechen, um ihr Leben zu erfahren, zu verstehen und verantwortlich zu gestalten.

Die Zeltkirche Engelskirchen sollte den Raum für Dialog, Mitwirkung, Gemeinschaft und Spiritualität bieten und Einladung sein, auf je eigene Weise an der Erneuerung und

am Leben der Kirche mitzuwirken, um so gemeinsam mit ihnen zum Wachstum des Reiches Gottes beizutragen. In ihr konnte unter den außergewöhnlichen Umständen, die in dieser Weise wohl nur ein Zelt bietet, gleichzeitig nach Formen und Ideen gesucht werden, mit jungen und alten Menschen in Sinnfragen neu in Dialog zu treten. Dabei waren Strukturen zu berücksichtigen wie etwa die Tatsache, dass das religiöse Erscheinungsbild im Raum Engelskirchen stark durch die evangelische Kirche und freikirchliche Gemeinden geprägt ist. Wie für alle Bereiche des kirchlichen und außerkirchlichen Lebens lässt sich auch für unseren Raum sagen, dass hinter den äußeren Resten kirchlichen Lebens das Interesse am Christentum schwindet. Dennoch bestehen im Raum Engelskirchen nach wie vor viele soziale Bindungen und Strukturen, die es Jugendlichen und Alten ermöglichen, sich in das gesellschaftliche Leben zu integrieren und Aufgaben mit Ernst-Charakter zu übernehmen. Jugendliche wollen zeigen, dass sie dazugehören. Aber, die sozialen und wirtschaftlichen Facetten sind vielfältig und die Entwicklungsaufgaben im Jugendalter bergen für den Einzelnen allzu oft die Möglichkeit des Scheiterns. Auch auf dem Land vollziehen sich Lebensbewältigungsstrategien in ganz unterschiedlichen Gruppierungen und es existiert ein traditionell umfassender Zusammenhalt nicht mehr. Umso wichtiger ist es, besonders Jugendlichen Freiräume zum Experimentieren anzubieten. „Jugendliche brauchen Zugang zu Produktionsmitteln und Produktion, um ihre Kreativität und ihre Lösungsanstrengungen ausprobieren zu können.“⁷ Dies betrifft sowohl ihre berufliche und soziale Perspektive als auch die Produktion sinnstiftender Erfahrungen, Überzeugungen und Strukturen im religiösen Bereich.

4. Das Pastoralprogramm der Zeltkirche in Aspekten: Gottesdienstliche Feiern, Katechese, Gespräch, Kreativität

Viele Jugendliche hatten die Zeltkirche in organisierter Form entweder als geschlosse-

ne Klasse mit ihrem (Religions-) Lehrer, als Firmlinge oder Kommunionkinder oder als interessierte Gemeindemitglieder besucht. Viele Jugendliche kamen auch einfach als Neugierige in Begleitung anderer, die in einem der beschriebenen Verhältnisse zur Zeltkirche standen.

Für sie war wichtig, dass sie erst einmal nur zu gucken brauchten und konnten, was die Zeltkirche ist und bietet. Für das langsame Herantasten an die Zeltkirche war es weiter wichtig, dass noch vor einem abzuleistenden Programm ein erster Kontakt über eine den Ort repräsentierende Person erfolgte. Zumeist war dies Diakon Ralf Schwenk, der sich während der Wochen in seinem Wohnwagen dort dauernd aufhielt. Er stellte in einem ersten Schritt den Jugendlichen das Zelt vor und vermittelte von dem, was zunächst auch in „normalen“ Kirchenräumen zu finden ist. Diese Gegenstände, z.B. Kelch, Patene, Ziborium, Ambo etc. durften nicht nur bestaunt, sondern sie konnten auch in die Hand genommen und ausprobiert werden.

Eine Multimediapräsentation des Kath. Jugendamtes vermittelte dann in einem weiteren Schritt die Historie und den Sinn der gezeigten Kultgegenstände. Sie beschreibt zudem, wie die Kirche entstanden ist, auf wen sie zurückgeht und sie versucht zu erklären, warum die Kirche heute so ist wie sie ist.

Als weitere Angebote sind zu nennen: Ein Nachmittag zum Thema „Mein Leben als Geheimnis – Gott ist das Geheimnis meines Lebens“ am Tag der Firmlinge, Gesprächsangebote, eine Filmnacht, die Verlagerung des Bibelkreises in die Zeltkirche sowie ein Vortrag des Heidelberger Neutestamentlers Prof. Dr. Klaus Berger mit anschließender Diskussion. Er lockte über 200 Menschen in das Zelt und führte zu lebhaften und nachhaltigen Diskussionen. Immer wieder kam man auch an anderer Stelle des Programms der Zeltkirche unter Rückbezug auf die Thesen Bergers darauf positiv zu sprechen.

5. Kurze Einschätzung und Bewertung des Projektes Zeltkirche Seelsorgebereich Engelskirchen unter pastoralen Gesichtspunkten

Gerade unter pastoralen Gesichtspunkten kann das Projekt Zeltkirche Engelskirchen als Erfolg betrachtet werden. Die Stimmung zwischen den Gemeinden und Personen der verschiedenen Gemeinden hat sich deutlich gebessert, vertieft und ausgeweitet. Ein solches Vorhaben gemeinsam durchzuführen, von der Planung über die Durchführung bis hin zu den Nacharbeiten, das hat zusammengeschweißt, nachdem man sich zuvor auch gegenüber dem Projekt sehr skeptisch bis freundlich – unsicher-distanziert verhalten hatte. Dies gilt für die normalen Gemeindeglieder wie für die Verbände, die PGR's und Kirchenvorstände sowie die Hauptamtlichen. Die Priester waren einmal froh, dass sie sich nicht noch voll in dieses Projekt einzubringen hatten, außer einfach da zu sein und natürlich gemeinsam mit allen Eucharistie zu feiern. Sicher haben sich nicht alle Gemeindeglieder eingebracht, doch die Beteiligung war insgesamt sehr hoch. Auch in der politischen Gemeinde und in der guten Ökumene hat die Katholische Kirche damit an Ansehen gewonnen.

Für viele Jugendliche war die Zeltkirche ein Ort zu entdecken, dass Kirche ihre negativ-gleichgültigen Vorurteile durchkreuzte. Sie erfuhren, dass sie mit ihren Vorstellungen und ihrer Kritik ernst genommen wurden. In die Verantwortung wurden sie über das aktuell laufende Programmgeschehen flexibel mit einbezogen.

6. Aktualität und Kontinuität – Folgerungen und Konsequenzen für eine weiterführende Pastoral des Seelsorgebereichs Engelskirchen

Bereits während der Dauer des Projektes Zeltkirche Seelsorgebereich Engelskirchen kam von allen Seiten, von Einzelpersonen,

von Gruppen wie von offizieller Seite der Gemeinden (Kirchenvorstand, PGR – die Priester hielten sich in dieser Hinsicht zurück), immer wieder die Frage, wie geht es weiter? Können wir nicht Teile der Zeltkirche wie das Kreuz oder den Kerzenleuchter in unserer Gemeinde aufstellen? Sei es, dass wir uns dort in regelmäßigen oder größeren Abständen treffen, sei es als Erinnerungs- und Aufforderungszeichen, den einmal eröffneten Weg in irgendeiner Weise weiter zu gehen. Können wir nicht auch einzelne Themen aufgreifen? So wurde ich beispielweise vom PGR Loope gebeten, im zeitlichen Vorfeld zur Weihnacht, über entsprechende moderne Kunstwerke die Kindheitsgeschichten Jesu, angelegt als spirituelles Bibelgespräch, zu erschließen.

Aus Gruppen ist bekannt, dass direkt nach Ende eines gelungenen Seminars die Stimmung in dieser Hinsicht euphorisch ist. Man will sich unbedingt wieder sehen und weiter machen. Nach einiger Zeit jedoch ist dann davon keine Rede mehr. Anders jedoch das Projekt Zeltkirche. Bis heute hält die Stimmung und positive Resonanz an. Dies veranlasste verschiedene Personen und Entscheidungsträger aus den Gemeinden, darunter auch der Künstler Jürgen Müller und ich, ein weiterführendes Konzept zu entwickeln. Im Herbst/Frühjahr 2003/ 2004 wurden erste Schritte in Richtung einer neuen überlokalen Jugendpastoral gegangen. In der Filialgemeinde Engelskirchen-Hardt sind der Altar, Kreuz und Ambo auf einem geeigneten Gelände aufgestellt worden. Vier Säulen sollen dort die Jugend aus den vier Gemeinden zu bestimmten Zeiten und Themen zusammenführen. Die Themenkreise Liturgie (Hochzeit, Stundengebet, Eucharistie), Bibel (Gesprächsrunden), Film (religiöser Film als Nacht-Event) und ein breites religiös akzentuiertes Kreativangebot sollen Jugendliche in lebendiger, offener und gesprächsbereiter Atmosphäre ansprechen. Glaube und Kirche sollen in der Gemeinschaft als Herausforderung für das eigene Leben erfahren werden können. Dazu ist es wichtig, dass sich mit diesen Themen Personen verbinden lassen, über die sich Vertrauen einstellt. Vier Verant-

wortliche konnten für diese Aufgabe bereits gewonnen werden. Zu überlegen bleibt, wie sich eine Verzahnung und Ergänzung mit der Jugendpastoral der Gemeinden sinnvoll einrichten lässt.

Eine andere Form der Kontinuität sollte sein, dass für die Gemeindegemeinschaft vor Ort gelernt wird. Dass zum Beispiel auch dort verstärkt Glaubens-Events veranstaltet werden, mit denen gezielt bestimmte Gruppen angesprochen werden sollten. Einen Künstler könnte man beispielsweise ein kirchliches Fest gestalten lassen, um so mit ihm über das Fest ins Gespräch zu kommen. Auch so manches Pfarrfest und Kaffeetrinken könnte sich in dieser Weise inhaltlich etwas stärker ambitioniert zeigen. Oft fehlen hier Anregungen, Begleitung oder Personen, die vertrauensvoll helfen, gewohnte Pfade einmal in umgekehrter Richtung zu beschreiten oder ganz neue Wege zu gehen.

Wüstenwanderung der Kirche, in: Erich Purk (Hg.): Ortswechsel. Auf neue Art Kirche sein. Stuttgart 2003, 14–15.

⁵ Vgl. zu allen Fragen, die Zeltkirche Oberberg/Altenkirchen betreffen, die Ausführungen unter www.zelt-kirche.de, an die ich mich unter diesem Punkt hier eng anlehne.

⁶ Erich Purk: Wüstenwanderung, 10.

⁷ Lebensentwürfe auf Raten: Dr. Heide Funk; in: Rhöndorfer Hefte Nr. 9; Bundesvorstand der KLJB e.V. (Hg.), Bad Honnef 2000.

Anmerkungen:

¹ Der bekannte Büttenredner Diakon Willibert Pauels gestaltete einen *Bunten Abend*, zu dem weit über 300 Besucher kamen. Politiker, Sponsoren, öffentliche Institutionen und Verbände waren dazu gezielt eingeladen worden.

² Der Seelsorgebereich Engelskirchen ist insofern von besonderer Art, weil er über die historischen Grenzen reicht: Loope mit Engelskirchen sind traditionell nach Köln orientiert, Ränderoth mit Osberghausen nach Berg.

³ „Wer ist eingeladen? Wer ist eingeladen? Du, wenn du zum Ort des Geschehens kommen kannst, wenn dir das Programm gefällt, wenn du Kirche mal anders erleben willst, wenn du dich gerne in Zelten aufhältst, wenn du mit Freundinnen und Freunden kommen willst, wenn du auf der Suche nach Gott bist, wenn du dir Zeit nimmst, wenn du Lust hast, wenn du Gottesdienst feiern willst, wenn du neue Leute treffen willst, wenn du mal ein riesiges Zelt aufstellen willst. Diese Liste lässt sich bestimmt noch fortsetzen. Wenn du ... mehr erfahren möchtest, frag' uns!“ So ist die Einladung unter www.zelt-kirche.de formuliert, die sich primär an Jugendliche richtet.

⁴ „Auf neue Art Kirche sein, heißt dann: Zur Wegbegleitung im Aufspüren des Göttlichen einladen und Hilfen zur Interpretationshilfe und Sinngebung des Alltags geben.“ Erich Purk:

Wort-Gottes-Feier

Gedanken zu einem neuen Werkbuch¹

1. Eine kurze Geschichte der Wort-Gottes-Theologie

In seinen Tagebüchern malt sich der Alttestamentler Fridolin Stier phantasievoll Szenen mit dem leibhaftigen Wort Gottes aus: Das Wort Gottes klopft bei einer Frau an, deren Mann ein Säufer war, und wird barsch abgewiesen. Dann besucht es den Sonntagsgottesdienst, wird verehrt und gepredigt und ist plötzlich verschwunden. Schließlich sucht es einen Bibelgelehrten auf, der das Wort nur aus akademischer Distanz betrachtet. Mit diesen Szenen zeigt Stier ein Dauerproblem an: hier göttlicher Anspruch – da menschliche Verweigerung.²

Die Sache mit dem göttlichen Wort scheint ja auch nicht so eindeutig zu sein: Wie sicher ist das Gotteswort im Menschenwort? Was heißt vom Geist inspirierte Schrift? Warum zählen diese Schriften zum Kanon, jene aber nicht? Von welcher Art Wahrheit sind die biblischen Mythen? Wohl gilt das Buch der Bücher als hochrangiges Werk der Weltliteratur, wird es aber als religiöse Schrift vielleicht überbeansprucht?³ Das Christentum zumindest ließe sich eher als therapeutische denn als Schrift-Religion bestimmen.⁴

Allen Vorbehalten zum Trotz hat die Bibel nun einmal zahllose Menschen begeistert und ihnen spirituellen Halt gegeben. Was den neutestamentlichen Teil betrifft, so steht von Anfang an die Person Jesus in enger Beziehung mit dem Wort. Den Jesusbewegungen schien es wichtig zu sein, ihren Meister auch als wortgewaltigen Mann in Erinnerung zu halten, als jemanden, dessen Rede so (voll)mächtig ist, dass sie an Kraft seinen (Wunder)taten gleichkommt. „Sprich nur ein Wort ...“

Die ersten schriftlich fixierten Texte (Logienquelle Q) waren vor allem Jesus zugeschriebene Worte. Kaum fünfzig Jahre später lag bereits eine tiefgründige Theologie des Wortes vor, so im Prolog des Johannesevangeliums formuliert – in deutlicher Anspielung auf den Anfang des Pentateuchs (Tora) im Alten/Ersten Testament (hebräische Bibel): *Im Anfang schuf Gott ... / war das Wort ...*⁵ Der Mensch Jesus Christus wird mit dem Wort identifiziert: *Der werthafte Geist ward selber ‚Natur‘* (Joh 1,14).⁶

Die Jesus-Wort-Beziehung fand bald auch außerbiblische Bestätigung. Frühchristliche Darstellungen etwa an Sarkophagen zeigen Jesus nicht nur als jemand, der Kranke heilt, Tote auferweckt oder Mählern vorsteht, sondern auffallend oft tritt er auch als Lehrer – nach Art eines griechischen Philosophen – in Erscheinung.⁷

Folgerichtig entwickelte sich in der Taufvorbereitung eine längere Phase der Unterweisung, Belehrung, Katechese. Unter den Kirchenvätern gibt es nicht wenige, die ihre Schriften vor allem der Reflexion auf das Wort (Gottes) widmeten, insbesondere Origenes und Gregor von Nyssa im Osten sowie Ambrosius und Augustinus im Westen.⁸

Die liturgische Umsetzung dieser grandiosen Worttheologien ist freilich nicht immer in gebührendem Maße gelungen. Allzu schnell geriet der Wortteil der Eucharistie in den Sog der sinnlich-sakramentalen Symbolik der Feier und degenerierte zur Vormesse. Die konfessionelle Verhärtung seit der Reformation ließ lange Zeit keinen Wandel zu. Erst dem 2. Vatikanum gelang mit der Konstitution über die Liturgie eine Rehabilitation: *Der Tisch des Wortes* trat gleichwertig neben den *Tisch des Herrenleibes* (Art. 48; 51) – nicht nur als verbale Beteuerung, sondern auch umgesetzt in eine dramaturgisch inszenierte Wort-Liturgie.⁹ Das führte auch im Kirchenbau gelegentlich zu korrespondierenden Ausgestaltungen von Ambo und Altar. Verständlicherweise begrüßten evangelische Theologen in ihren kritischen Würdigungen der Liturgiekonstitution gerade diese Wende zum Wort.¹⁰

Die theologische Grundlage der neu gewichteten Wort-Liturgie findet sich vor allem im Artikel 7, der die verschiedenen Gegenwartsweisen Christi in der Liturgie behandelt: Christus ist gegenwärtig in der Messfeier, sowohl in der Person des Priesters als auch unter den eucharistischen Gestalten; gegenwärtig in anderen sakramentlichen Feiern; gegenwärtig *in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden*; gegenwärtig in der betenden und singenden Kirche.¹¹

Außer dem wiedergewonnenen Gleichgewicht von Verkündigungsteil und Eucharistieteil in der Messfeier hebt das Dokument aber auch den Eigenwert der Wortliturgie hervor: „Zu fördern sind eigene Wortgottesdienste an den Vorabend der höheren Feste, an Wochentagen im Advent oder in der Quadragesima [Fastenzeit] sowie an den Sonn- und Feiertagen, besonders da, wo kein Priester zur Verfügung steht; in diesem Fall soll ein Diakon oder ein anderer Beauftragter des Bischofs die Feier leiten.“ (Art. 35,4)¹²

Solche Gedanken wirken fast wie weise Voraussicht. Denn die sonntägliche Messfeier hat derart eine gottesdienstliche Monopolstellung erhalten, dass sie immer wieder überfrachtet wird, insbesondere an den so genannten *Zwecksonntagen* oder *Themen-sonntagen*. Anliegen von kirchlichen Werken und Organisationen ließen sich besser in eigenständigen Wortgottesdiensten darstellen.¹³

Zudem kann in der gottesdienstlichen Landschaft die Wort-Gottes-Feier neben anderen liturgischen Formen ihr Proprium behaupten: Dem tageszeitlich orientierten Stundengebet eignen Lobpreis und Bitte; Andachten pflegen volksfromme Traditionen; die Wort-Gottes-Feier kreist noch stärker um die Heilige Schrift: vorlesen, hören und antworten.

2. Das neue Werkbuch

Infolge des zunehmenden Schwunds an Priestern hat sich ein weiterer Bedarfsbereich ergeben: Ersatzfeier für die Sonntagsmesse.

Für diese liturgische Notstandssituation vor allem ist das Werkbuch *Wort-Gottes-Feier* geschaffen worden, das im vergangenen Juni erschien. Es wurde erarbeitet von den Liturgischen Instituten in Trier und Salzburg im Auftrag der Bischöfe von Deutschland, Österreich und Luxemburg. Mit dem Werkbuch wird eine verlässliche Hilfe all jenen an die Hand gegeben, die als beauftragte Leiter/innen von Wort-Gottes-Feiern für den sonntäglichen Gottesdienst verantwortlich sind. Über den Grad der Verbindlichkeit wird jeder Diözesanbischof für sein Gebiet zu befinden haben.

Nach einer Pastoralen Einführung (9-17) beschreibt das Buch in Teil I (21-67) die Grundelemente einer Wort-Gottes-Feier, erläutert ihren Aufbau und bietet für die Feier einen detaillierten Ablauf mit den erforderlichen Texten. Hierzu hält Teil II (71-206) eine große Auswahl bereit: Kyrie-Rufe für die verschiedenen Kirchenjahreszeiten, Orationen, Fürbitten, Modelle für den zentralen *Sonntäglichen Lobpreis*, Schlussgebete. Für die geprägten Zeiten sind die Orationen dem Messbuch entnommen; für die Zeit im Jahreskreis – alle Sonntage der Lesejahre A, B, C – wurden neue Texte (Perikopenorationen) mit Bezug zu den Tageslesungen geschaffen. So erhält der Charakter der Wort-Gottes-Feier einen eigenen Akzent. Außerdem kann die Feier mit nonverbalen Elementen bereichert werden: Taufgedächtnis, Lichtdanksagung (Luzerner), Weihrauch-Spende, Verehrung des Wortes Gottes. Hinzu kommt die Möglichkeit von Austeilung und Empfang der Kommunion. Über dieses in einer Wort-Gottes-Feier durchaus problematische Element schweigt die Pastorale Einführung, obwohl ihr doch an einem eigenständigen Profil dieser Feier auch gegenüber der Eucharistiefeyer gelegen ist.

In der Ausstattung für den gottesdienstlichen Gebrauch und im Format (17,5 x 24,5 cm; roter Hartdeckel mit dezenten Goldstreifen; drei farbige Bändchen) präsentiert sich das Buch in würdiger Gestalt. Auch vom moderaten Preis (14,90 Euro) her sollte sich eine Anschaffung für die Verantwortlichen als lohnend erweisen.

Es wird wohl noch einige Zeit brauchen, bis in den Gemeinden der Eigenwert von Wortgottesdiensten gegenüber der Messfeier allgemein akzeptiert ist. So kann das Werkbuch auch einen wichtigen Beitrag zu einem entsprechenden Bewusstseinswandel leisten.

- ¹¹ Siehe Franziskus Eisenbach: Die Gegenwart Jesu Christi im Gottesdienst – Systematische Studien zur Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils. Mainz 1982.
- ¹² Siehe auch Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg (Hg.): Wie das Wort Gottes feiern? Der Wortgottesdienst als theologische Herausforderung. Freiburg–Basel–Wien 2002 (Quaestiones disputatae 194).
- ¹³ Vgl. Eduard Nagel (Hg.): Studien und Entwürfe zur Messfeier. Texte der Studienkommission für die Messliturgie und das Messbuch der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im deutschen Sprachgebiet. Freiburg–Basel–Wien 1995, 210–215.

Anmerkungen:

- ¹ Wort-Gottes-Feier. Werkbuch für die Sonn- und Festtage. Hg. von den Liturgischen Instituten Deutschlands und Österreichs im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz und des Erzbischofs von Luxemburg. Trier 2004.
- ² Vgl. Fridolin Stier: Vielleicht ist irgendwo Tag. Die Aufzeichnungen und Erfahrungen eines großen Denkers. Freiburg–Basel–Wien 1993, 25–28.
- ³ Vgl. Burton L. Mack: Wer schrieb das Neue Testament? Die Erfindung des christlichen Mythos. München 2000, 9–29; 392–416.
- ⁴ Vgl. Eugen Biser: Einweisung ins Christentum. Düsseldorf 1997; Gott im Horizont des Menschen. Limburg 2001.
- ⁵ Vgl. Jack Miles: Jesus. Der Selbstmord des Gottessohns. München 2004, 27–29.
- ⁶ Die vier Evangelien, übersetzt von Eugen Drewermann. Düsseldorf 2004, 382.
- ⁷ Siehe John Dominic Crossan: Was Jesus wirklich lehrte. Die authentischen Worte des historischen Jesus. München 1997.
- ⁸ Siehe Adalbert Hamman/Alfons Fürst: Kleine Geschichte der Kirchenväter. Freiburg–Basel–Wien 2004; Jun Nishiwaki: Ad nuptias Verbi. Aspekte einer Theologie des Wortes Gottes bei Ambrosius von Mailand. Trier 2003.
- ⁹ Siehe Eckhard Jaschinski: Gottes Wort und menschliche Antwort. Zur dramaturgischen Entfaltung des Wortgottesdienstes, in: Heiliger Dienst 53 (1999) 191–201; Benedikt Kranemann: Anm.zur Dramaturgie des Wortgottesdienstes der Messfeier, in: Ansgar Franz (Hg.): Streit am Tisch des Wortes? Zur Deutung und Bedeutung des Alten Testaments und seiner Verwendung in der Liturgie. St. Ottilien 1997, 759–768.
- ¹⁰ Vgl. Christian Grethlein: Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung. Gütersloh 2001, 107–119; Hans-Christoph Schmidt-Lauber: Die Liturgiekonstitution in evangelischer Sicht, in: Martin Klöckener/Benedikt Kranemann (Hg.): Liturgiereformen. Historische Studien zu einem bleibenden Grundzug des christlichen Gottesdienstes. Münster 2002, 785–797.

Zur kirchlichen Sitzungs- und Tagungskultur

Ein Plädoyer für mehr Aufmerksamkeit und Lebendigkeit

*„Meine Augen sollen geöffnet sein
und meine Ohren aufmerksam ...“
(2 Chr 7,15)*

1. Persönliche Erlebnisse

Als Doktorand im Fach Pastoraltheologie und als Mitarbeiter des Essener Seelsorgeamtes werde ich häufiger zu Vorträgen eingeladen. Fast immer wird mir dabei ein großes Interesse signalisiert: „Das sind ja höchst interessante Fragen, mit denen Sie sich da beschäftigen! Darüber müssen Sie unbedingt zu uns sprechen! Denn das sind doch genau die Fragen, die uns bewegen und über die wir dringend nachdenken müssen ...“ Als junger Priester und angehender Wissenschaftler freue ich mich natürlich über solche Worte und nehme die Einladung gerne an. Doch dann geschieht nicht selten das, wovon ich zunächst berichten möchte.

Kaum habe ich mein Kommen zugesagt, scheint das Interesse wie verfliegen. Mühsam muss ich den Einladenden hinterher telefonieren, um die nötigen Absprachen mit ihnen zu treffen. Briefe und E-Mails bleiben unbeantwortet, oft wird nicht einmal ihr Eingang bestätigt. Dabei geht es meist nur darum, ob eine Leinwand zur Verfügung steht oder ob die Tische in einer bestimmten Weise gestellt werden können. Kommen solche Absprachen dann schließlich zustande, heißt das noch lange nicht, dass sie auch eingehalten werden. Manchmal ist über-

haupt nichts vorbereitet, manchmal trägt das Vorbereitete regelrecht karikaturhafte Züge: Die Tische stehen so, dass die eine Hälfte der Versammlung der anderen den Rücken zukehrt (obwohl man ins Gespräch miteinander kommen will), eine Leinwand ist auf einmal doch nicht verfügbar („Aber Sie können Ihre Bilder ja an diesen braunen Vorhang werfen.“), und dass im Raum nebenan die Jugendband probt, ist wohl bei der Terminplanung übersehen worden („Doch wenn Sie laut genug sprechen, können wir Sie sicher trotzdem verstehen.“). Dafür steht Kuchen auf dem Tisch („Denn wir wollen ja nicht nur arbeiten, es soll auch ein bisschen gesellig sein.“). Und damit die Versammelten sich besser kennen lernen, ist zunächst einmal jeder eingeladen, den anderen sein schönstes Urlaubserlebnis mitzuteilen.

Bei der anschließenden Vorstellung des Referenten und des „für uns alle wichtigen“ Themas flammt dann überraschenderweise doch ein wenig Interesse auf – um jedoch gleich wieder erstickt zu werden. Denn kaum hat der Vortrag begonnen, muss leider kurz unterbrochen werden, „weil die Damen die Tische abräumen und die Spülmaschine in Gang bringen wollen“. Für einen der Anwesenden ist das die Gelegenheit, schnell noch ein paar Dinge bekannt zu geben, die natürlich sofort zum Gesprächsthema werden. Behutsam bringe ich das eigentliche Thema wieder in Erinnerung, fahre mit meinem Vortrag fort – um kurz darauf abermals unterbrochen zu werden. Es ist vergessen worden, die Teilnehmerliste heruzureichen. Und die bedarf einer kurzen Erklärung, weil sie diesmal eine zusätzliche Spalte enthält. An ein konzentriertes Zuhören ist nun überhaupt nicht mehr zu denken. Konsequenterweise packen einige Notizblock und Kalender aus und versuchen, hinter dem Rücken ihrer Tischnachbarn Termine und Vertretungen abzusprechen.

Es folgt die gewünschte Aussprache. Ich leite sie mit einer präzisen Frage ein, doch kaum jemand ist in der Lage, auch nur annähernd auf diese Frage einzugehen. Stattdessen sprudelt aus vielen hervor, „was ich

immer schon einmal sagen wollte“. Es werden lange Statements abgegeben, die weder in einem Zusammenhang mit dem Vorgetragenen stehen, noch irgendeinen Bezug zu den Äußerungen anderer Teilnehmer haben. Kommunikative Kommunikationslosigkeit macht sich breit. Erst das Schlusswort lässt wieder einen Bezug erkennen: es dankt dem Referenten für den „überaus interessanten Einblick in ein derart spannendes Thema, das uns sicher noch lange beschäftigen wird“.

Natürlich: das alles geschieht nicht unbedingt in ein und derselben Veranstaltung. Und doch ist es nur eine kleine Auswahl dessen, was ich im Rahmen meiner Vortragstätigkeit immer wieder erlebe. Ähnliches beobachte ich bei Vorträgen und Bildungsveranstaltungen anderer, bei Gremien- und Vorstandssitzungen, bei Einkehr- und Besinnungstagen. Dabei sind es keineswegs irgendwelche marodierenden Vereine, die auf solche Weise zusammenkommen, sondern traditionsreiche katholische Verbände, Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte, Mitarbeiterunden und Dekanatskonferenzen. Nicht immer und nicht an jedem Ort, aber doch in einem Ausmaß, das mich aufmerken lässt.

Mir scheint, dass sich in unserer Kirche eine Sitzungs- und Tagungskultur etabliert hat, die ich für höchst bedenklich halte. Nicht, weil sie meinen persönlichen Stilvorstellungen oder angesagten ästhetischen Mustern widerspricht (die seit einiger Zeit ebenfalls zu beobachtende Ästhetisierung des kirchlichen Lebens ist eine Problematik für sich), sondern weil sie der „Sache“, der sie eigentlich dienen soll, offenkundig entgegensteht. Es stehen in unserer Kirche Fragen an, die dringend nach gemeinsamer Beratung verlangen. Es sind Bewusstwerdungsprozesse nötig, die ein gerütteltes Maß an Aufmerksamkeit erfordern. Und es müssen Handlungsstrategien entwickelt werden, die dann auch von möglichst allen getragen werden. All das wird nicht gelingen, wenn eine der basalsten Voraussetzungen fehlt, nämlich ein gedeihlicher Kommunikationszusammenhang.

2. Der Versuch, zu verstehen

Wenn ich versuche, das Geschilderte zu verstehen, dann fällt mir zunächst jene große Spannung auf, die zwischen dem anfangs geäußerten Interesse und der später erlebten Unkonzentriertheit liegt. – Ich bin überzeugt, dass sich hinter dem bekundeten Interesse ein tatsächliches Bedürfnis verbirgt, dass dieses Interesse also echt und seine Bekundung wahrhaftig ist. Die Allermeisten, die sich heute in der Kirche engagieren, sei es im hauptamtlichen oder im ehrenamtlichen Dienst, wissen sehr wohl, wie sehr sich unsere Kirche im Umbruch befindet und wie nötig daher reflektierte Handlungsorientierungen sind. Bei nicht wenigen verbindet sich dieses Wissen mit einer großen emotionalen Anteilnahme. Sie lassen viel Herzblut in ihre Arbeit fließen und wollen daher auch, dass diese Arbeit gelingt. Wann immer ich mit einzelnen Pfarrern, Pastoralreferenten oder Ehrenamtlichen spreche, spüre ich das nur allzu deutlich.

Warum aber verändern sich diese Einzelnen so augenfällig, sobald sie zu Teilnehmern einer Sitzung oder einer Tagung werden? – Meine Vermutung ist, dass dem eigentlich schon vorhandenen Interesse ein sehr komplexes und ausgesprochen wirkmächtiges Gefüge ungünstiger Bedingungen entgegensteht, gegen das sich der Einzelne oft schlicht und einfach nicht durchzusetzen vermag.

Da ist zunächst einmal der Faktor Gewohnheit. Viele haben sich daran gewöhnt, dass Sitzungen und Tagungen in der beschriebenen Form vonstatten gehen. Sie kennen es gar nicht anders. Es für sie normal, dass man sich bei solchen Veranstaltungen langweilt, dass man ja doch nicht zu einem Ergebnis kommt oder dass man mit seiner Meinung nicht gehört wird. Also geben sie sich erst gar keine Mühe, sich bewusst am Geschehen zu beteiligen. Diese (schlechte) Gewohnheit fällt vor allem dem ins Auge, der schon an Veranstaltungen teilgenommen hat, bei denen es deutlich anders zugeht. Nicht nur in der Wirtschaft, auch in anderen Bereichen, in denen Zeit und Geld knapp

bemessene Ressourcen sind, kann man es sich schlechterdings gar nicht erlauben, in einer Art zu „arbeiten“, wie es in kirchlichen Gremien mitunter üblich ist.

Ein zweiter Faktor ist die Verquickung, das Vermengen unterschiedlichster Dinge. In der Vergangenheit war das Gang und Gäbe: Geselliges Beisammensein, persönlicher Erfahrungsaustausch, Weitergabe von Informationen, Gebet und nüchterne Reflexion ... all das ging irgendwie zusammen. Nur wusste man leider nicht immer ganz genau, an welcher Stelle man gerade war. Auch wenn sich hier bereits einiges getan hat (dank Gesprächsführungskursen und ähnlichem), beobachte ich derartige Verquickungen auch noch heute: da wird eine Tagesordnung mit allerlei „Dönkes“ kommentiert, die Vesper lustlos über bereits aufgeschlagenen Akten gebetet oder eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Reichen von Schnittchen torpediert.

Gelegentlich werden solche Verquickungen von einzelnen bewusst herbeigeführt. Dann handelt es sich in der Regel um den subtilen Versuch einer Manipulation. So kenne ich zum Beispiel einen Pfarrer, der das von seinen Mitarbeitern eingeforderte Dienstgespräch regelmäßig dadurch boykottiert, dass er sie (mit großem Geschick!) in bequemen Sesseln Platz nehmen lässt, ihnen reichlich Bier und Wein serviert und das Ganze dann „Dienstkonveniat“ nennt. Die Absicht ist klar: der Pfarrer möchte sein Alleinbestimmungsrecht nicht verlieren, aber auch nicht als eigenbrötlerisch oder gar herrschsüchtig gelten, also funktioniert er das ihm allzu demokratische Element flux in ein geselliges Beisammensein um. Dass unter solchen Bedingungen kein wirkliches „Dienstgespräch“ zustande kommt, dürfte ebenfalls klar sein.

Ein weiterer Faktor ist die chronische Überlastung vieler kirchlicher Mitarbeiter. Für manchen Seelsorger (!) ist es, wenn er zu einer Sitzung kommt, bereits die zweite oder dritte an diesem Tag. Kein Wunder, dass er (oder sie) nicht mehr voll dabei sein kann. Aber sind all diese Sitzungen wirklich nötig? Oder anders gefragt: sind sie alle gleicher-

maßen wichtig? Eine Binsenweisheit der Psychologie besagt, dass man sich vor Überlastung schützt, indem man Wichtiges von weniger Wichtigem trennt. Dazu gehört dann allerdings auch, dass man die entsprechenden Konsequenzen zieht. Nur das scheinen sich viele (aus welchen Gründen auch immer) nicht zu trauen. Lieber schleppen sie sich zu einer Sitzung hin und nehmen übermüdet an ihr teil, als dass sie offen bekennen: „Diese Sitzung ist mir zu viel. Ich möchte meine Energie lieber auf anderes verwenden.“

Mit dem nächsten Faktor, dem Bürokratismus, ist die strukturelle Seite der individuellen Überlastung angesprochen. Wie oft werden Sitzungen angesetzt, nur weil es der Jahres- oder Monatsplan so verlangt? Acht Dekanatskonferenzen im Jahr, obwohl gar nicht soviel zu bereden ist. Drei Bildungsveranstaltungen pro Quartal, allein weil es sonst keine Zuschüsse gibt. Jede Woche eine Dienstbesprechung, auch wenn sie bei etwas geschickterer Planung nur alle zwei oder drei Wochen stattfinden müsste. Oft ist nicht der Anlass oder das Thema entscheidend, sondern vor allem die Tatsache, dass man sich trifft: „Sie können selber wählen, worüber sie sprechen. Wir interessieren uns für alles.“

Wer sich für alles interessiert, der interessiert sich für gar nichts. Viele Gremien kranken daran, dass sie keinen erkennbaren Schwerpunkt setzen. Sie reißen viele Themen an, diskutieren über dies und jenes, verfolgen aber nichts davon ernsthaft weiter. Denn es gibt ja noch so viel anderes, über das man miteinander sprechen kann. Da hat der Vorsitzende jemanden kennen gelernt und schon wird er fürs nächste Mal eingeladen. Da kommt eine Broschüre von der Bistumsleitung und sofort muss man darüber sprechen. Da hat einer von einem interessanten Projekt gehört und prompt steht das im Mittelpunkt.

Wie viele Menschen in unserer Gesellschaft, auch Menschen im kirchlichen Dienst, leiden unter einer zunehmenden Reizüberflutung. Wir sind halt Kinder unserer Zeit. Die negativen Auswirkungen unserer Mediengesellschaft gehen auch an uns

nicht spurlos vorüber. Vielen fällt es heute schwer, sich über längere Zeit zu konzentrieren, einem anderen wirklich zuzuhören oder einfach einen Moment Stille auszuhalten. Während ich mit dem einen spreche, kann ich dem anderen ja schon mal ein paar Akten reichen. Das Handy muss natürlich eingeschaltet bleiben, weil ich sonst nicht für jeden erreichbar bin. Und etwas eher gehen muss ich auch, denn man erwartet mich längst an anderer Stelle.

Damit komme ich zu einem letzten, etwas heiklen Faktor. Doch auch der sollte meines Erachtens nicht verschwiegen werden. Es geht um die guten alten Manieren. Ein Thema, das zur Zeit offenbar wiederentdeckt wird! Ein Nachfahre des berühmten Freiherrn von Knigge legt gerade dessen Benimm-Buch neu auf, in Talkrunden wird über feines Benehmen gesprochen, und selbst Quizshows haben das Thema für sich entdeckt. Und in der Kirche? – Wenn ich ständig früher gehen muss oder mich nicht an getroffene Vereinbarungen halte, dann geht es dabei nicht nur um die sog. „Preußischen Sekundärtugenden“. Es geht auch darum, wie wichtig mir andere Menschen sind und wie viel Aufmerksamkeit ich ihnen schenken will. Um Kompetenzen also, die auch und nicht zuletzt für das pastorale Handeln wichtig sind. Wie will ich ein guter Seelsorger sein, wenn ich nicht die einfachsten Regeln des Anstands beherrsche? Wie will ich Menschen für den Glauben gewinnen, wenn ich nicht freundlich und verbindlich mit ihnen umgehen kann?

Noch einmal: es ist nicht dieser einzelne Faktor oder jener singuläre Umstand, der sich so lähmend auf manche Zusammenkunft auswirkt, es ist die Summe solcher Einzelheiten und ihr komplexes Zusammenspiel. Niemand wird sein lebendiges Interesse an einer Sache verlieren, nur weil ein anderer sich nicht zu benehmen weiß oder sich für ganz anderes interessiert. Er wird es aber dann verlieren, wenn er spürt, dass eine Zusammenkunft insgesamt nicht dazu angeht, seinem Interesse Raum zu geben. Um das Ganze also geht es, nicht um den einzelnen Fauxpas. Jeder hat einmal einen schlechten Tag, und man ist nicht immer auf der

Höhe seiner selbst. Das ist menschlich, und das darf sich auch in einer Sitzung oder Tagung widerspiegeln. Eine gesunde Versammlungskultur verträgt das. Ist sie aber nicht gesund, dann potenzieren sich solche Einzelheiten schnell zu einem kontraproduktiven Ganzen.

3. Was tun?

Was kann der Einzelne und was können Gremien tun, um dieser ungunstigen Dynamik Einhalt zu gebieten? Wie können unsere Versammlungen lebendiger, sachdienlicher und vor allem fruchtbarer werden?

Die erste und wichtigste Aufgabe wird es meines Erachtens sein, das Interesse des Einzelnen zu stärken. Ich (!) muss mein Interesse stärken – zunächst, indem ich es selber klarer sehen lerne. Dabei kann es durchaus Sinn machen, etwas weiter auszugreifen: Warum bin ich eigentlich Priester, Gemeindefereentin oder ehrenamtliche Mitarbeiterin geworden? Was war meine Eingangsmotivation? Was wollte ich lernen und was bewirken? Um dann zu fragen: Was motiviert mich heute? Wofür möchte ich mich einsetzen? Wohin mein Herzblut fließen lassen? In der Regel werde ich solche Fragen nicht theoretisch beantworten können. Dann schaue ich in die Praxis: Wo engagiere ich mich eigentlich gerade? Welche Schwerpunkte setze ich? In welchem pastoralen Handlungsfeld fühle ich mich besonders lebendig / wo können sich meine Kräfte am besten entfalten?

Vielleicht stelle ich dabei fest, dass mein Interesse zwar recht lebendig, aber noch wenig gerichtet ist. Worauf kann ich es richten? Worauf will ich es richten? Bei der Beschäftigung mit diesen Fragen kann es hilfreich sein, sich an bewährten Mustern zu orientieren. Ich könnte mich zum Beispiel fragen, welchen Interessenschwerpunkt ich im Bereich der Liturgie, der Diakonie und der Verkündigung ausbilden will. Oder im Bereich der Gemeinde-, der Gruppen- und der Einzelseelsorge.

Eine solche Schwerpunktsetzung muss nicht zur Folge haben, dass ich andere Dinge

vernachlässige. Es wird immer Aufgaben geben, die ich erledige, nicht weil sie meinem ureigensten Interesse entspringen, sondern weil sie einfach zu meinem beruflichen oder ehrenamtlichen Dienst gehören und im Alltag von mir gefordert sind. Diese alltäglichen Aufgaben bilden die notwendige Basis, auf der eine Schwerpunktsetzung überhaupt erst möglich und sinnvoll ist. Ohne Alltag keine besonderen Schwerpunkte und ohne Schwerpunkte kein geordneter Alltag. Ich erledige die vielen Aufgaben, die sich mir täglich stellen, mit einer größeren Gelassenheit und Routine, wenn ich um meine persönlichen Schwerpunkte weiß. Und ich setze diese Schwerpunkte, um dem Alltäglichen eine Struktur zu geben und mich nicht in ihm zu verlieren.

Je bewusster mir dieser Zusammenhang ist und je klarer ich mir über mein persönliches Interesse bin, umso fruchtbarer werde ich mich mit anderen austauschen können – womit wir wieder beim Sitzungs- und Tagungsgeschehen wären. Ich erlebe eine Zusammenkunft anders und nehme bewusster an ihr teil, wenn ich mir über mein eigenes Interesse im Klaren bin und es entsprechend artikulieren kann.

Eine zweite Aufgabe, die auf mich zukommt, wenn die Sitzung, an der ich teilnehme, gelingen soll, ist der bewusste Umgang mit Störungen. Ich muss damit rechnen, dass sich meinem Interesse und dem Interesse der anderen einiges entgegenstellt und darf nicht einfach darauf vertrauen, dass es sich schon irgendwie fügen wird. Es ist eben nicht so, dass eine Veranstaltung wie selbstverständlich „funktioniert“. Ihr Gelingen hängt entscheidend davon ab, inwieweit Störendes erkannt und gemeinsam überwunden wird. Die Gesprächspsychologie hat für diesen Sachverhalt einen hilfreichen Merksatz formuliert: „Störungen haben Vorrang!“ Es ist nicht gut, zur Tagesordnung überzugehen, solange noch irgendetwas stört. Das kann ein Missverständnis sein, das kann eine Lärmbelästigung sein, das kann auch nur ein Informationsmangel sein. Dann gilt es, sich zunächst dieser Störung zuzuwenden und sie so gut wie möglich zu beseitigen.

Nicht immer wird der Gesprächsleiter auf solche Störungen aufmerksam werden. Dann bin ich gefordert, das Wahrgenommene zur Sprache zu bringen. Das ist gewiss keine leichte Aufgabe, denn es bedeutet, dass ich mich exponiere, einen laufenden Prozess unterbreche und womöglich noch gegen den Willen eines anderen handle. Dennoch sind solche Unterbrechungen (um der gemeinsamen Sache willen) wichtig. Sie sollten nicht in einem besserwisserischen oder belehrenden Ton erfolgen, sondern so, dass sie dem Ganzen dienen, indem sie zu einer besseren Verständigung führen.

Gelegentlich braucht es solche Interventionen, um einander in Erinnerung zu rufen, an welcher Stelle man gerade ist oder wie man miteinander sprechen will. Wenn es um einen Austausch persönlicher Erfahrungen gehen soll, sind theoretische Abhandlungen fehl am Platz. Steht dagegen ein kurzer Informationsaustausch an, können längere persönliche Aussagen stören. Entscheidend ist, was vorher vereinbart wurde. Je klarer die Vereinbarung getroffen wurde, umso leichter wird sie einzuhalten und gegebenenfalls eben auch zu reklamieren sein.

Differenzierte Vereinbarungen treffen lautet daher das nächste Stichwort. Das kann nicht die Aufgabe eines Einzelnen sein. Hier ist das Gremium als Ganzes gefordert. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Vereinbarungen, die von Mal zu Mal getroffen werden, und Vereinbarungen, die ein für alle Mal festgelegt sind – in einer Satzung etwa oder in einem Grundsatzbeschluss. Die meisten Gremien arbeiten nach einer solchen Ordnung, sie muss dann nur hin und wieder ins Bewusstsein gerufen werden.

Nehmen wir als Beispiel das Dekanatsstatut. In den meisten deutschen Diözesen sieht es drei verschiedene Formen der Zusammenkunft vor: die Dekanatskonferenz (als Arbeitsgremium), das Konveniat (als Raum für den persönlichen Austausch) und die Recollectio (als Ort der geistlichen Zurüstung). Eine solche Differenzierung macht durchaus Sinn. Sie verhindert, dass wichtige Entscheidungen am falschen Ort getroffen

oder Zeiten der Recreation mit Arbeit belastet werden.

Ähnliche Differenzierungen gibt es auch auf anderen Ebenen. In der Verbandsarbeit hat sich die Unterscheidung von Hauptversammlungen, Bildungsveranstaltungen und Besinnungstagen bewährt. Die pastoralen Mitarbeiter einer Gemeinde treffen sich (idealerweise) zu Dienstgesprächen, Planungskonferenzen und Betriebsausflügen.

Auch innerhalb einer einzelnen Sitzung sind Differenzierungen möglich. So kann eine Mitarbeiterkonferenz durchaus mit einem kleinen Imbiss beginnen oder eine Pfarrgemeinderatssitzung mit einem gemütlichen Beisammensein enden. Es sollte nur klar sein, wann der eine Teil endet und der andere beginnt.

Die genannten Vereinbarungen betreffen die Art und Weise der Zusammenkunft, ihre „Methode“, wenn man so will. Nicht minder wichtig ist eine klare Zielformulierung. Warum kommen wir zusammen? Geht es um einen allgemeinen Erfahrungsaustausch, ein Brainstorming, eine erste Ideensammlung? Oder ist ein konkretes Konzept, eine Entscheidung, ein Beschluss angezielt? Manche Ziele sind bereits von außen vorgegeben, andere müssen erst in einem Beratungsprozess ermittelt werden. In jedem Fall ist es die Aufgabe des Versammlungsleiters, das vereinbarte Ziel möglichst klar zu benennen und es nötigenfalls im Verlauf der Sitzung noch mal in Erinnerung zu bringen.

Nicht jede Zielsetzung ist für denselben Teilnehmerkreis von Belang. Ein Entschluss, der von allen getragen werden muss, sollte auch von allen gefasst worden sein. Es gibt allerdings auch Ziele, die nur bestimmte Personen betreffen. Dann kann die Mitsprache anderer unter Umständen sogar hinderlich sein. „Delegation“ lautet hier das Zauberwort. Wenn einer Gemeindeferentin die Verantwortung für eine Erstkommunionvorbereitung übertragen wurde, dann sollten nicht andere über das konkrete Vorgehen bestimmen – es sei denn, die Beauftragte selbst hat sie um ihren Rat gebeten oder man hat sich vorher auf ein solches Mitspracherecht geeinigt. Hat ein Pfarrgemeinderat eine Auf-

gabe an einen Sachausschuss delegiert, dann sollten die anderen Pfarrgemeinderatsmitglieder diese Aufgabe auch als übertragen betrachten und sich nicht in die Arbeit des Untergremiums einmischen – jedenfalls solange es keinen schwerwiegenden Grund dafür gibt.

Dabei geht es nicht nur um die Wahrung von Zuständigkeiten. Es geht auch um eine effizientere Arbeitsweise. Wieviele Sitzungen ließen sich vermeiden oder zumindest deutlich ökonomischer gestalten, wenn das Delegationsprinzip mehr zur Anwendung käme! Das verlangt allerdings von beiden Seiten die entsprechende Befähigung dazu: die delegierende Seite muss einen klar definierten Auftrag erteilen und ihn dann auch tatsächlich abgeben können, während die beauftragte Seite vor allem eigenverantwortlich und selbständig handeln können muss. Beides bedarf in der Regel einer gewissen Übung.

Damit komme ich zu einem letzten Punkt, der mir wichtig erscheint: die Gestaltung von Sitzungen und Tagungen kann und sollte eingeübt werden. Dazu gibt es eine Fülle von Möglichkeiten. Fast jedes kirchliche Bildungshaus bietet mittlerweile Gesprächsführungskurse oder Seminare zu Fragen der Leitung und der Konfliktbewältigung an. Die Frage ist, wie und von wem dieses Angebot genutzt wird. Für jüngere pastorale Mitarbeiter gehören derartige Kurse heute erfreulicherweise zum Ausbildungsstandard. Doch was hilft es einem jungen Mitarbeiter, wenn er hoch motiviert von einem solchen Kurs heimkehrt und dann in Gremien arbeiten muss, für die eine strukturierte Tagesordnung oder eine transparente Leitung immer noch böhmische Dörfer sind?

Wie aber soll man jemanden, der in diesen Dingen noch ungeübt ist, von der Notwendigkeit einer Fortbildung überzeugen? Das wird sicher nur in seltenen Fällen „ad personam“ gelingen. Wohl aber wird man den Auftrag zu einer solchen Fortbildung mit einem Amt oder mit einer bestimmten Aufgabe verbinden können. Von Ehrenamtlichen wird dies sogar zunehmend eingefordert: „Wenn ich dem Pfarrgemeinderat vorstehen soll, dann möchte ich mich für diese Aufgabe

auch qualifizieren lassen.“ Warum nicht Ähnliches von einem Hauptamtlichen verlangen, der ständig mit der Leitung von Gruppen und Gremien zu tun hat?

Gelegentlich wird gegen solche Überlegungen eingewandt, dass man die Methode nicht zum Inhalt machen dürfe. Es gehe in der Kirche doch nicht um Gruppendynamik, sondern um die Verkündigung des Evangeliums. Dieser Einwand ist zweifelsohne berechtigt, insofern er auf einen möglichen Missbrauch hinweist. Es besteht ja tatsächlich die Gefahr, dass das Methodische derart überwiegt, dass dies zu Lasten des Inhalts geht. Bezeichnenderweise hört man diesen Einwand jedoch vor allem aus dem Munde derer, die sich methodischen Fragen erst gar nicht öffnen wollen – weil sie „schon wissen, wie man das macht“. In diesem Fall scheint mir ein besonderes Augenmerk für das Methodische allerdings schon geboten – zumal sich Inhalt und Form nie ganz voneinander trennen lassen.

Damit komme ich noch einmal auf das zurück, was ich bereits im Zusammenhang mit den Manieren schrieb: An der Art und Weise, wie sich Menschen zueinander verhalten, lässt sich immer auch ablesen, was sie voneinander halten. Analog dazu könnte man formulieren: An der äußeren Gestalt einer Veranstaltung, lässt sich immer auch ablesen, wie es um die Sache bestellt ist, um die es geht. Ist eine Veranstaltung gut vorbereitet und wird sie gewissenhaft durchgeführt, kann sie auch in der Sache einiges bewirken. Geht man dabei jedoch nachlässig vor, wird auch das Interesse an der Sache schnell schwinden.

So sei dies denn ein Plädoyer für ein Mehr an Aufmerksamkeit für die Gesetzmäßigkeiten, die unsere Sitzungen und Tagungen bestimmen, und für eine größere Lebendigkeit, die es dem einzelnen erleichtert, sich mit seinen Interessen und Begabungen einzubringen. – Vielleicht kann dabei auch eine Hilfe sein, was der erste Bischof von Essen gern der persönlichen Gewissensforschung empfahl:

„Habe ich ohne wichtigen Grund eine Sitzung besucht?

Habe ich ohne wichtigen Grund zu einer Sitzung eingeladen?

Habe ich ohne wichtigen Grund durch eine Wortmeldung eine Sitzung verlängert und somit mich und andere von der Familie fern gehalten?

Herr, hilf mir, mein großes Maul zu halten, bis ich weiß, worüber ich rede!“

(Franz Hengsbach)

„Damit Gott ins Spiel kommt...“¹

Jedes Jahr begeht die Katholische Kirche den Weltgebetstag für geistliche Berufe – von „feiern“ kann man angesichts der Situation in Deutschland wohl nicht sprechen. Dieser Bitttag – Papst Johannes Paul II. eröffnete seine Botschaft zu diesem Tag mit dem Zitat aus Lk 10,2: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“ – stand im letzten Jahr unter dem Thema: „Damit Gott ins Spiel kommt: Nachfolge wagen – Berufung leben“. Vielleicht ist manch einem aufgefallen, dass das Thema keine Bitte an Gott enthält, sondern eine Aufforderung an nicht näher charakterisierte Menschen. Es ist also sehr offen formuliert, so dass sich viele angesprochen fühlen dürfen. Ich weiß nicht, ob aus diesem Grund, nämlich um Aufmerksamkeit zu erregen und viele anzusprechen, das Thema mit so auffälligen Syntax-Fehlern, Verstößen gegen die Grammatik der Deutschen Sprache, versehen wurde, so dass man sicherlich mit einer solchen Ausdrucksweise bei einer Prüfung in Deutsch durchfallen würde.

Wer Theologie studiert hat, hat vermutlich während seines Studiums gelernt, auch aus schlecht überlieferten, daher nur schwer verständlichen, sog. „verdorbenen“ Texten der Hl. Schrift mit Hilfe der exegetischen Methoden eine sinnvolle Aussage zu gewinnen und zu ermitteln, was der Text über die Beziehung Gott–Mensch aussagt, lehrt. Die Methoden der Textinterpretation lassen sich natürlich nicht nur auf Texte der Bibel anwenden, sondern auch auf heutige Texte. Probieren wir dies also an dem Satz „Damit Gott ins Spiel kommt: Nachfolge wagen – Berufung leben“ aus, natürlich in der ge-

botenen Kürze, die die Gattung Predigt erlaubt, also gleichsam stichwortartig.

1. Textabgrenzung:

Der Satz ist ohne Kontext unverständlich, da er zu viele semantisch offene Stellen enthält, z. B. lässt allein das Wort „Nachfolge“ offen, wer wem nachfolgen soll und wie das Nachfolgen konkret geschehen kann. Der Satz bedarf also der Kommentierung, z. B. durch eine Predigt. Als Thema oder Motto hat der Satz einen nichtliterarischen Kontext, nämlich den 41. Weltgebetstag für geistliche Berufe. Es liegt allerdings bereits ein schriftlicher Kommentar zu diesem Satz vor in Form eines Sammelwerkes verschiedener Autorinnen und Autoren, nämlich Heft 42 der Reihe „Zur Pastoral geistlicher Berufe“ für das Jahr 2004, dem zusätzliche Angaben entnommen werden können. Da der Satz in der Botschaft des Papstes für diesen Tag nicht vorkommt, ist der nichtliterarische Kontext einzugrenzen: Nicht für die Weltkirche, sondern nur für Deutschland ist das Thema formuliert.

2. Textkritik:

Der Text ist in einer Kurz- und Langform zu finden. Da die Kurzform „Damit Gott ins Spiel kommt“ vor allem auf Plakaten vorkommt, dürfte sie auf einer sekundären Kürzung der Langform zurückgehen. Bei den syntaktisch ungewöhnlichen Infinitiven „wagen“ und „leben“ in der Langform kann man vorschlagen, die Imperativformen „wage“ und „lebe“ zu lesen, die sicherlich sinnvoller sind. Die Infinitivformen könnte man als unabsichtliche Änderungen (Tippfehler; Hörfehler beim Diktieren) erklären oder – da sie gleich zweimal vorkommen – als bewusste Änderungen, um die direkte Form der Aufforderung an den einzelnen Hörer (Singular-Form beim Imperativ!) zu vermeiden. Diese Abschwächung lässt erkennen, dass der Autor nicht die Vollmacht besitzt, einen Menschen in die Nach-

folge zu rufen, wie sie offensichtlich Jesus besaß.

3. Aufbau des Textes und Gattungsfrage:

Der Text besteht aus einem Finalsatz – „Damit Gott ins Spiel kommt“ – und zwei Infinitivkonstruktionen, die durch einen Doppelpunkt vom Finalsatz getrennt sind. Normalerweise folgt ein Finalsatz mit begründender Funktion einem Hauptsatz, der durchaus eine Aufforderung enthalten kann. Wenn man dem bei der Textkritik gemachten Vorschlag folgt, Imperative anstatt der Infinitive als ursprünglichen Text zu lesen, handelt es sich um eine „begründete Aufforderung zur Nachfolge“. Da jedoch in der heutigen Form Infinitive stehen und außerdem von Gott im Finalsatz als einem Objekt die Rede ist, liegt kein Gotteswort vor, sondern ein Menschenwort an einen unbekanntem Adressaten.

4. Literarkritik und Kompositionskritik:

Da der Finalsatz syntaktisch korrekt formuliert ist – es fehlt nur die Angabe, bei wem Gott ins Spiel kommen soll –, die Infinitivsätze jedoch nicht, darf man mit zwei Verfassern rechnen, wofür auch der ungewöhnliche Doppelpunkt spricht, der einen stärkeren Einschnitt markiert als das zu erwartende Komma. Der Finalsatz könnte aus einer anderen Tradition als der Berufungspastoral stammen, denn er erlaubt viele Weisen der Fortsetzung. Einige seien genannt: „Damit Gott ins Spiel kommt, müssen Eltern mit ihren Kindern über Gott sprechen“ oder „... sollten die Pfarrgemeinden sich stärker um Fernstehende bemühen“ oder „... müssen Christen durch ihr Verhalten bezeugen, dass der christliche Glaube ihr Handeln im Alltag beeinflusst, für ihr Leben prägend ist“ oder „... darf sich die Kirche nicht aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen“.

Die beiden angefügten Infinitivkonstruktionen „Nachfolge wagen – Berufung leben“ überspringen einen Schritt im Berufungsgeschehen – wahrscheinlich erfolgte eine Kürzung aus stilistischen Gründen –, denn eigentlich muss die persönliche Berufung der Entscheidung zur Nachfolge und dem ständigen Bemühen, seine Berufung zu leben, vorausgehen.

5. Redaktionskritik mit Ort-, Zeit und Verfasserfrage:

Der einzelne Satz erlaubt dazu keine sicheren Angaben. Aufgrund des genannten Kommentars lässt sich die Entstehungssituation wie folgt rekonstruieren: Das Thema dürfte das Ergebnis gemeinsamer Überlegungen der Mitarbeiter des „Zentrums für Berufungspastoral“ sein und wird wohl im Jahr 2003 in Freiburg im Breisgau verfasst sein.

6. Einzelerklärung mit Motiven und Traditionen:

Die Wendung „ins Spiel bringen“ ist unbiblich, speziell mit Gott als Objekt. Mit Gott kann im Kontext des Katholischen Glaubens nur der christliche Gott gemeint sein, der sich jedoch als Vater, Sohn oder Hl. Geist an Menschen wenden kann. Belegt ist in der Bibel, dass Jahwe, der Vater, Menschen – Männer und Frauen – in seinen Dienst beruft, z. B. als Prophet oder Prophetin, oder mit konkreten Aufgaben betraut wie z. B. die sog. „großen Richter“, die vor allem als Retter wirkten. Sicher ist auch, dass Jesus Männer in den Kreis der Zwölf berief, die ihm ganz konkret nachfolgten, indem sie zunächst mit ihm lebten und später sein Werk fortsetzten. Außerdem rief Jesus Frauen und Männer dazu auf, gemäß der Weisung Gottes und entsprechend seinem Vorbild zu leben. Aus dem Neuen Testament erfahren wir darüber hinaus, dass ab dem Pfingstereignis in Jerusalem der Hl. Geist viele Menschen bewegte, sich taufen

zu lassen, um Jünger Christi zu werden. Bei allen diesen verschiedenen Berufungen ist Gott der Handelnde. Gott bringt sich also selbst ins Spiel, eventuell durch Mittler wie den Engel Gabriel oder durch Menschen wie Johannes der Täufer, der auf das Lamm Gottes verweist, sowie die Apostel und Jünger, die nach der Himmelfahrt Jesu dessen Werk mit dem Beistand des Hl. Geistes fortgesetzt haben.

Der Finalsatz „Damit Gott ins Spiel kommt“ wird demnach falsch verstanden, wenn er so ausgelegt wird, als ob Gott nur durch Menschen ins Spiel gebracht werden könne. Gott behält sich die Freiheit vor, Menschen direkt zu berufen wie Jesaja im Tempel von Jerusalem, wie Ezechiel am Fluss Kebar oder Maria in Nazaret oder Fischer am See von Gennesaret. Er beruft Menschen, die wohl kaum mit einem solchen Ruf gerechnet haben, die für die zukünftigen Aufgaben nicht speziell vorbereitet waren. Die Berufenen erhalten dann meist den Auftrag, Gottes Botschaft zu verkünden, Gott bei den Hörern ins Spiel zu bringen.

Bei der Berufung durch Gott muss der Angerufene sich entscheiden, ob er dem Ruf Gottes folgt, ob er in den Dienst Gottes treten will. Man kann versuchen, Einwände gegen seine Berufung vorzubringen wie Mose und Jeremia oder vor Gottes Auftrag zu fliehen wie der Prophet Jona. Bei diesen dreien hat Gott die Einwände nicht anerkannt, er hat sie zurückgewiesen und an der Berufung des Erwählten festgehalten. Dass ein zur Nachfolge Aufgerufener jedoch nicht völlig seine Entscheidungsfreiheit verliert, zeigt die Geschichte vom reichen Jüngling, der dem Ruf Jesu nicht gefolgt ist. Die Erwähnung der Einwände in einigen biblischen Berufungsgeschichten deutet darauf hin, dass Berufung durch Gott schon damals mit einem Wagnis verbunden war, mit Unannehmlichkeiten, vor denen die Berufenen zurückschreckten. Die Berufenen konnten dieses Wagnis wohl nur eingehen, da Gott ihnen seinen Beistand zusagte und sie speziell gegen die Widerpenstigkeit der Hörer stärkte.

Wenn man das Wagnis eingeht, wenn man sich zur Nachfolge entschlossen hat – ge-

meint sein kann nur die Nachfolge Christi, da ein Mensch Jahwe nicht nachfolgen, sondern nur seiner Weisung folgen kann –, bleibt noch die Aufgabe, entsprechend der persönlichen Berufung zu leben.

7. Theologische und anthropologische Aussagen:

Nur indirekt wird in dem Satz „Damit Gott ins Spiel kommt: Nachfolge wagen – Berufung leben“ gesagt, dass Gott sich zuerst ins Spiel bringt, wenn wir Nachfolge wagen und seinem an uns ergehenden Ruf entsprechend zu leben versuchen. Denn natürlich ist es Gott, der in die Nachfolge ruft, und es ist Gott, der seinen Sohn in die Welt sandte und uns durch ihn lehrte, dass unser Leben gelingt, wenn wir ihm nachfolgen. Die indirekte Rede von Gott in diesem Satz passt jedoch zu der indirekten Weise, wie Gott heute in der Regel Menschen beruft. Die meisten werden den Ruf Gottes, der sie veranlasst hat, in das Priesterseminar einzutreten oder einer anderen geistlichen Berufung zu folgen, wohl indirekt, d.h. vermittelt durch Menschen vernommen haben. Denn Gott handelt meist indirekt, nämlich durch Menschen, die bereits berufen wurden für die Aufgabe, ihn wiederum bei anderen ins Spiel zu bringen.

Anmerkung:

- ¹ Leicht bearbeitete Fassung einer Predigt am 7. 5. 2004 im Priesterseminar Fulda.

Zur volksetymologischen Deutung kirchlicher Abkürzungen

Teil II

Auf meinen Beitrag „IHS – Jesus Heiland Seligmacher. Zur volksetymologischen Deutung kirchlicher Abkürzungen“¹ erhielt ich eine ganze Reihe von Rückmeldungen, die weitere, originelle Deutungen mitteilten². Wie bereits im ersten Teil beschrieben, handelt es sich bei der Volksetymologie im Unterschied zur Etymologie, die die wirkliche Herkunft von Wörtern klären will, um die (etymologisch falsche) Deutung von Wörtern durch das ‚Volk‘, das deren Herkunft nicht (er)kennt oder nicht erkennen will.

Volksetymologien begegnen auch im religiös-kirchlichen Bereich. Solche Deutungen haben einigen Heiligen sogar zu ihren Patronaten verholfen. Blasius wird wegen seines Namens („blasen“ bzw. „Blase“) als Patron der Windmüller und Blasmusikanten³ bzw. gegen Blasenleiden angerufen⁴, Valentin („Fallend-hin“) als Heiliger gegen die fallende Krankheit (Fallsucht, Epilepsie)⁵.

Doch nähern wir uns wieder dem Bereich der Abkürzungen: Ein Prälat wurde vor dem Elisabeth-Krankenhaus in Halle von einem Passanten angesprochen: Herr Pfarrer, das Krankenhaus war doch früher katholisch – seit wann ist es staatlich? Was war geschehen? Der Passant hatte das „St.“ des Krankenhauses „St. Elisabeth und St. Barbara“ nicht als „Sankt“, sondern als „Staatlich“ gelesen.

Wiederum anders, nämlich als Hausname, verstand die Gebühreneinzugszentrale der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten das „St.“, als sie von „Frau Walburga St.“, der Patronin der Pfarrei St. Walburga im münsterländischen Velen-Ramsdorf die Anmeldung ihrer Rundfunk- und Fernsehgeräte forderte. In einem Antwortbrief im Namen der Heiligen wies Pfarrer Karl Terhorst darauf hin, dass es zu ihrer Zeit, nämlich im achten Jahrhundert, noch keine Radio- oder Fernsehgeräte gegeben habe⁶.

Ein Beispiel aus dem Bereich der Abkürzungen ist das auch heute noch in kirchlichen Urkunden oder Protokollen vorkommende „a.u.s.“, d. h. „actum ut supra“, also geschehen/verhandelt wie oben (beschrieben); dieses wird landläufig auch mit Amt und Siegel wiedergegeben. Ein Beispiel für eine bewusste, scherzhafte Fehldeutung, das sowohl in weltlichen wie in kirchlichen Kantinen vorkommt, ist das UFO (unbekanntes Flug-Objekt) als unbekanntes Fleisch-Objekt. Ein Sonderfall ist die Deutung eines Wortes, das keine Abkürzung ist, als Abkürzung. Sowohl im kirchlichen als auch im weltlichen Bereich ist die Deutung von Ehe als „e.h.e.“ als „errare humanum est“ (irren ist menschlich) anzutreffen.

1. C + M + B, IHS, XP und andere

Ein Gemeindeferent erklärte in einem Kindergottesdienst, für das Verständnis des lateinischen Segensgrußes der Sternsinger „C + M + B“ („Christus mansionem benedicat“, Christus segne dieses Haus) müsse man nicht unbedingt die lateinische Sprache erlernt haben. Man könne „C + M + B“ als „Christus mitten in der Bude“ deuten und sich so auch besser merken.

Im ersten Teil wurde für IHS eine Vielzahl von Deutungen aus der Literatur zusammengetragen. Eine originelle Deutung ist von einigen Priestern mit dem Nachnamen Schmitz überliefert, die sich gern der Interpretation „Ich heiße Schmitz“ bedienen. – Ein Ägypter, der das IHS über der St. Martinskirche in Bamberg, einer ehemaligen

Jesuitenkirche, sah, las es als Allah und war begeistert, dass auf christlichen Gotteshäusern der arabische Schriftzug für Gott leuchtet. Von hinten erschienen ihm nämlich die Buchstaben des Christusmonogramms IHS mit den Kreuznägeln darunter wie die arabischen Buchstaben für Gott. – Eine andere Deutung der unter dem IHS v-förmig angeordneten Kreuznägeln ist „vines“, d. h. man versteht das IHS mit dem „v“ als „In hoc signo vines“ (In diesem Zeichen wirst du siegen)⁷.

Wie IHS neigt das Christusmonogramm XP, gebildet aus den beiden Anfangsbuchstaben von ΧΡΙΣΤΟΣ, Chi und Rho⁸, wegen seiner griechischen Herkunft zu Fehldeutungen. Im Deutschen wird es statt Chi-Rho oft als PX (sprich: Pe – Ix) missverstanden⁹. Dabei werden nicht nur die beiden griechischen Buchstaben falsch gedeutet, indem man sie einfach durch die gleich aussehenden Zeichen des lateinischen Alphabets ersetzt, sondern darüber hinaus deren Reihenfolge vertauscht. Ein Kaplan, der bewusst das Monogramm XP in sein Kraftfahrzeugkennzeichen aufnahm, bekam in der Pfarrgemeinde zu hören, als Priester hätte man ihm besser ein PX gegeben. – Für XP (Chi-Rho) bzw. die umgestellte Form PX ist auch die bayerische Deutung als „Pleims xund!“ (hochdeutsch: Bleiben Sie gesund!) im Umlauf.

Scherzhafte Deutungen finden sich auch für deutsche Kürzel, etwa für das im kirchlichen Bereich häufig vorkommende ULF (Unserer Lieben Frau), das zu „unter lauter Furien“ wird.¹⁰ Das Kürzel DBW für Diözesan-Bildungswerk wird im Hinblick auf die durch dieses angebotenen Veranstaltungen als „Decke, Bibel, Wollsocken“ oder als „Dias, Bibel, Wolldecke“ gedeutet. Bezüglich der Katholischen Nachrichten-Agentur KNA ist unter Anspielung auf die Aktualität der Nachrichten boshaft-scherzhaft „Kaufe Nachrichten antiquarisch“ zu hören.

2. Profane Abkürzungen – kirchlich gedeutet

Scherzhaft werden Abkürzungen aus dem außerkirchlichen Bereich kirchlich umgedeu-

tet. Beliebte sind die Auflösungen von Auto-kennzeichen, beispielsweise von „COE“ für Coesfeld mit „Christen ohne Einsicht“.¹¹ Ein weiteres Beispiel aus diesem Bereich ist das Kraftfahrzeugkennzeichen des Staates der Vatikanstadt SCV (Stato della Città del Vaticano). Wenn man dieses vorwärts und rückwärts aneinandergereiht, also SCV-VCS, liest, wird es in römischen Kreisen als „Se Cristo Vedesse, Vi Cacciarebbe Subito!“ (Wenn Christus das sähe, würde er euch sofort davonjagen!) interpretiert.

Neben humorvollen Interpretationen lassen sich die Umdeutungen von Abkürzungen auch als stilistisches Mittel einsetzen, um ernste Botschaften zu transportieren. In der Fastenzeit 2003 bot die katholische Kirche in den Niederlanden Kurzmeditationen für das Handy an; dabei wurde das Kürzel SMS (Short Message Service) zu Short Meditation Service.¹² Die kirchliche Darlehnskasse Münster eG, kurz DKM, wirbt im Internet (www.dkm.de): „Informieren Sie sich in unserem Internetauftritt über die Vorzüge einer Spezialbank und verstehen Sie uns als das, was DKM auch bedeutet: Direkt, Kompetent und Menschlich!“ Ferner sei die Auflösung von GmbH (Gesellschaft mit beschränkter Haftung) als „Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung“ durch den Fernsehjournalisten Peter Hahne¹³ auf dem Tag des Landvolkes 2001 während der Libori-Festwoche in Paderborn genannt.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Pastoralblatt 54 (2002) Nr. 2, 58–60.

² Für Ihre hilfreichen Hinweise danke ich u. a. Pfr. Bernhard Fögeling (Kirchhellen), wiss. Ass. Peter Förster (München), Kpl. Werner Friesdorf (Monheim), P. Prof. Dr. Stephan Haering OSB (München), Offizial Dompropst Dr. Wilhelm Hentze (Paderborn), P. Prior Christophe Holzer OP (Wien), Vize-Offizial Manfred Kania (Paderborn), Abt Dr. Dominicus Meier OSB (Meschede), P. Dr. Niklas Raggenbass OSB (Engelberg), Prof. Dr. Heribert Schmitz (München), Domvikar Dr. Joseph Steup (Paderborn), Dr. Peter Stockmann (Eichstätt), Pfr. Herbert Thielen (Leverkusen), Offizial Generalvikar Dr. Markus Walser (Vaduz).

Zu Petro Müller: Weil Kirche vor Ort bleiben muss. (Heft 1/2005, S.3):

Traurig wurde ich bei der Lektüre des o. g. Artikels! Nicht, weil ich die dort dargelegte Gemeindeftheologie für fragwürdig halte – im Gegenteil, ich finde die Gedanken dazu sehr gut. Sie ergänzen, was das II. Vat. Konzil gesagt hat, zum Beispiel in Nr. 15 im Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche „Ad gentes“.

Auch ärgert mich nicht die Fragestellung Pfarrei und Gemeinde. Ich unterstütze, dass die Kirche der Zukunft ganz gewiss nicht auskommt mit einer bloßen Strukturänderung.

Mich betrübt vielmehr der zu vermutende Hintergrund: Die Bischöfe müssen jetzt aus den bekannten Gründen handeln, weil die Kirche nicht mehr weiteragieren kann wie bis jetzt. Aber bei dieser Umstrukturierung müssen die bestehenden Gemeindeformen erhalten bleiben, weil nur sie Kirche sind. Stimmt das wirklich? Ist das so richtig, dass mit solchen Behauptungen die Mühen aller, die an der Formung der Kirche für morgen arbeiten, belastet werden durch das lähmende Argument: Ihr seid auf einem Irrweg?

Meine Erfahrung aus dem Ruhrgebiet sagt etwas Anderes! In den 60er Jahren wurde in manchen Gebieten hier versucht, möglichst kleine Pfarren zu errichten mit bis zu 2000 Katholiken und einem Priester. Manche dieser Pfarren entwickelten ein reges Gemeindefleben. Aber jetzt gehen die Zahlen der Gottesdienstbesucher derart zurück und sind die Teilnehmer an der Eucharistie so gealtert, dass diese Gemeinden, wo sie noch existieren, nicht mehr lebensfähig sind. Darum scheint mir es sehr sinnvoll zu sein, aus mehreren dieser Gemeinden eine große Pfarrei zu bilden, in deren Bereich sich dann spezialisierte Gruppen als „Gemeinden“ bilden und halten können. Ist in dieser Richtung weiterzudenken nicht sinnvoller, als kategorisch zu

- ³ Vgl. Hubertus Drobner: Blasius. In: LThK. Bd. 2. 3. völlig Neubearb. Aufl. Freiburg / Basel / Rom / Wien 1994, 519.
- ⁴ Vgl. Heike Olschansky: Volksetymologie. Tübingen 1996 (Reihe Germanistische Linguistik 175), 208; Dies.: Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien. Stuttgart 1999, 203.
- ⁵ Vgl. Heike Olschansky: Volksetymologie, 208; Dies.: Täuschende Wörter, 203; Hans Reinhard Seeliger: Valentin, in: LThK. Bd. 10. 3. völlig Neubearb. Aufl. Freiburg / Basel / Rom / Wien 2001, 520–522, hier 521; Otto Wimmer / Hartmann Melzer: Lexikon der Namen und Heiligen. 6. verb. Aufl. Innsbruck; Wien 1988, 817.
- ⁶ Vgl. Der Dom. Kirchenzeitung für das Erzbistum Paderborn Nr. 3 v. 19. 1. 2003, 30.
- ⁷ Vgl. Bernhard Brinkmann: Katholisches Handlexikon. 2. verm. und verb. Aufl. Kevelaer 1960, 120.
- ⁸ Vgl. u. a. Marco Frenschkowski: Christussymbole, in: Religion in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2. 4. völlig neu bearb. Aufl. Tübingen 1999, 340–343, hier 341; Moritz Woelk: Christusmonogramm, Christogramm, in: LThK. Bd. 2. 3. völlig Neubearb. Aufl. Freiburg / Basel / Rom / Wien 1994, 1178 f., hier 1178.
- ⁹ In den vergangenen Jahren wurden die Autokennzeichen der Abtei Königsmünster (Mesechede), nämlich „HSK PX“, nach und nach durch die korrekte Reihenfolge „HSK XP“ ersetzt.
- ¹⁰ Vgl. Hans Bemann (Hg.): Der klerikale Witz. Nachdr. der 8. Aufl. (1981). Düsseldorf 1999, 112.
- ¹¹ Vgl. Westfalens Autokennzeichen. Was sie wirklich bedeuten. In: Landwirtschaftliches Wochenblatt Westfalen-Lippe Nr. 15 v. 12. 4. 2001, 113; vgl. auch KLE (Kleve) für „Keiner lebt ewig“.
- ¹² Vgl. KNA – Aktueller Dienst Ausland Nr. 45 v. 6. 3. 2003 (2542); Der Dom. Kirchenzeitung für das Erzbistum Paderborn Nr. 12 v. 23. 3. 2003, 30.
- ¹³ Vgl. Westfalen-Blatt v. 1. 8. 2001.

fordern: Jede Gemeinde muss erhalten bleiben!? Setzt der Verfasser nicht insgeheim hier wieder Pfarrei und Gemeinde gleich?

Pfr. i.R. Klemens Kamp, 45133 Essen

Zu Petro Müller: Weil Kirche vor Ort bleiben muss. (Heft 1/2005, S. 3):

Der Pfarrer und Pastoraltheologe Petro Müller hat mit diesem Aufsatz einen sehr beachtlichen Beitrag zur Theologie der Ortsgemeinde geliefert. Er beginnt mit dem Notstand von Pfarrern, die mehrere Gemeinden seelsorglich betreuen müssen. Dann beschreibt er Gestalt und Leben der Ortsgemeinde als unaufgebbare fundamentale Form von Kirche. Zu einer Gemeinde gehört theologisch und praktisch ein Gemeindeführer. Wer das bei dem heutigen Priestermangel sein soll, wird leider von dem Autor nicht behandelt.

Wir stehen hier nun auch in Europa vor einem Riesenproblem, das in anderen Ländern (z.B. Brasilien) schon seit langem besteht. Dabei sind viele Gesichtspunkte zu beachten. Alles auf die Schultern der Pfarrer abzuladen, die damit den „schwarzen Peter“ haben, ist keine Lösung auf Dauer. Sie macht den Beruf des Priesters zu einer ständigen Überforderung und damit immer weniger attraktiv.

*P. Hermann-Josef Lauter OFM
53879 Euskirchen*

Literaturdienst

Vera Bücker: Nikolaus Groß: Politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises. Mit einem Essay über die Gefängnisbriefe von Alexander Groß. Lit Verlag, Münster 2003. 296 S.; 17,90 EUR.

Als am 7. Oktober 2001 unter dem zweiten Ruhrbischof Dr. Hubert Luthe die Seligsprechung des Arbeiterführers und Widerstandskämpfers Nikolaus Groß († 23.1.1945) nicht nur in der Rhein-Ruhr-Region feierlich begangen wurde, lag neben zahlreichen Beiträgen (bes. H. Moll: Zeugen für Christus, 3. Aufl. 2001) nur die journalistische Arbeit von Erich Kock (Beter, Täter, Zeuge, Paderborn 2001, 89 Seiten) vor, aber eine gründliche Biografie des politischen Journalisten und Katholiken im Widerstand gegen den Nationalsozialismus fehlte zu diesem Zeitpunkt noch. Wenn diese nun von der Historikerin Vera Bücker, die „den Seligsprechungsprozess wissenschaftlich begleitete“, in eigener Regie herausgegeben wird, stellt sich die Frage, ob dieses Werk in der Langzeit-Perspektive die Kriterien der „Standard-Biografie“ über Nikolaus Groß erfüllt.

Als Erzbischof der Stadt des Martyriums von Nikolaus Groß hat der Berliner Kardinal Erzbischof Georg Sterzinsky dem ersten Laienchristen in Deutschland aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus, der von der katholischen Kirche selig gesprochen wurde, ein Geleitwort mitgegeben. Darin spricht er freimütig die von gewissen Kreisen aufgeworfene Problematik an, dass die katholische Kirche einerseits „den Mut und die Bereitschaft bewiesen hat, das Verhalten ihrer Autoritäten in der damaligen Zeit neu zu beurteilen und – wenn auch spät – den anzuerkennen, der seinen Widerstand mit christlichen Motiven begründet hat ...“. Der Essener Neuzeit-Historiker Wilfried Loth hat als vormaliges Mitglied der Historikerkommission im Seligsprechungsprozess ein Vorwort angeschlossen, in dem er das Leben von Groß paradigmatisch vor zwei Kernfragen christlicher Existenz in der Moderne sieht: der Konfrontation mit den Realitäten der industriellen Arbeitswelt und der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen durch ein totalitäres Regime.

Alexander Groß, eines der sieben Kinder des Seligen, schließt seinen Essay bzw. seine „große Skizze eines Teils des Kontextes, in dem sich der Widerstand von Christen gegen das NS-Regime abspielte“ (15) zu den Briefen seines Vaters aus dem Gefängnis an, erwähnt aber u. a. mit keinem Wort das in seiner Wirkung zu späte Gnadengesuch des Kölner Erzbischofs Joseph Frings (vgl. jetzt Trippen, Frings 1, 112). In seinen Gedanken zum Martyrium distanziert sich Alexander Groß

von dem europäischen/universalkirchlichen Interpretationsmodell des Martyriums in Frömmigkeit zur persönlichen Vervollkommnung und schließt sich dem der Befreiungstheologie an, in der eine tätige Parteilichkeit zu Gunsten der Schwachen und Bedürftigen eingenommen wird, wodurch der gesellschaftliche und politische Konflikt entsteht, in dessen Verlauf auch der Martyrer zum Opfer wird (27). Der letzte Teil des Vorspannes (34–43) bietet sieben Schlüsseldokumente zum Lebensweg von Groß von 1930 bis 1945, wobei beim Ermittlungsbericht (12.9.1944) und Abschiedsbrief (21.1.1945) im Inhaltsverzeichnis die Datumsangaben fehlen. Inhaltlich bieten aber schon diese ausgewählten Quellen ein kompaktes, lebendiges bzw. „authentisches“ Zeugnis von seinem politischen Engagement und seiner katholisch-kirchlichen Spiritualität.

Während die vorangestellten Teile nicht weiter untergliedert sind, hat die Verfasserin ihre rund 250-seitige chronologisch-thematische Biografie dezimal gut bis auf die 5. Stufe hinab gegliedert, was durchaus eine gezielte thematische Benutzung ermöglicht, aber das Defizit eines Namensregisters nicht ganz ausgleicht. Es würde zu weit führen, die gesamte Biografie in ihren großen Hauptkapiteln (4. Journalist bei der KAB-Zeitung 1927 bis 1933, 5. Redakteur im Dritten Reich 1933–1938; 6. Als Mitglied des Kölner Kreises im Widerstand, ohne Zeitangabe) differenziert zu diskutieren. Der Rezensent möchte aber zumindest auf die guten Ausführungen über den „Kölner Kreis“ (188 ff.) hinweisen, zumal er ein besonderes Forschungsgebiet der Autorin ist und inzwischen dankenswerterweise auch im Internet präsent ist (www.abendgymnasium-essen.com).

Ihre ebenfalls gut lesbare Schlussbetrachtung (239–243), die eine konzise Zusammenfassung der Ergebnisse bietet, leitet die Verfasserin mit der Feststellung ein: „Der Lebensweg von Nikolaus Groß versinnbildlicht auf weiten Strecken den Weg des deutschen Katholizismus zwischen den Weltkriegen, ohne dass freilich der deutsche Katholizismus ihn so konsequent ging und einen ähnlich hohen Preis bezahlte, wie Groß es mit seinem Leben tat.“ Vera Bücker schließt dieses Schlusskapitel mit den Worten über den seligen Nikolaus Groß: „Mit seinem Hineinwachsen in den aktiven Widerstand trägt er zur Ehrenrettung der katholischen Kirche in Deutschland bei, da er wegen seiner Motivierung aus dem katholischen Glauben und nie aufgegebener Kirchentreue die Affinitätsthese zwischen dem Nationalsozialismus und Katholizismus widerlegt und die Aussöhnung maßgeblicher Teile des deutschen Katholizismus mit der modernen Demokratie und den Menschenrechten, die in der Bundesrepublik zum Tragen kamen, demonstriert, die angesichts der totalitären Alternative als erstrebenswert erkannt wurde.“

Trotz der weniger der Verfasserin selbst anzulastenden Schwächen erfüllt der Band weitgehend

sowie beispielhaft und speziell wegen seiner gelungenen Einordnung in die Katholizismusgeschichte des 20. Jahrhunderts die eingangs artikulierten Erwartung an eine gründliche und umfassende Biografie, wie sie in vergleichbarer Form auch noch für andere Opfer aus dem Kölner Kreis zu erhoffen ist.

Reimund Haas

Jacques Lacarrière: Die Gottesnarren. Aus dem Leben der Wüstenväter. Mit einem Vorwort von Gisbert Greshake. Tyrolia Verlag, Innsbruck-Wien 2004. 240 S.; 24,90 EUR.

Die Themen Eremiten und Wüste sind seit einigen Jahren aktuell. Informative Bücher dazu allerdings – anders als bei der Eremitenliteratur Frankreichs – eher rar. Eine neue Publikation des Tyrolia-Verlags in Innsbruck macht nun das Anfangskapitel der eremitischen Gottsuche aus dem Blickwinkel eines Historikers neu zugänglich. ‚Die Gottesnarren‘ von Jacques Lacarrière, 1961 unter dem Titel: *Les hommes ivres de Dieu* erschienen, ist ein spannendes Buch! Der 1925 in Limoges geborene Historiker erzählt in brillantem Duktus aus dem Leben der Wüstenväter. In seinem Vorwort bekennt Gisbert Greshake, er kenne derzeit kein anderes verfügbares Buch, welches so weit ausgreifend und detailliert sich mit einer der abenteuerlichsten Erscheinung des frühen Christentums beschäftigen würde wie dieses. (9) Lacarrière begründet den sehr ausführlichen, geschichtlichen Hintergrund, den er den Erzählungen über die Wüstenväter voranstellt, mit der Neugier des Historikers: „...müssen wir, ehe wir uns in das Thema stürzen und das fantastische Leben der ‚Gottesnarren‘ darstellen, die kollektiven Wurzeln und die Tragweite dieses seltsamen Phänomens aufzeigen, ...“ (12). In drei Abschnitten geht er nun diesem fantastischen Leben nach: „Was ist Askese?“, „Die Gottesnarren“ und „Der Welt sterben“ beschreibt bunt und packend die große Geschichte der ersten Eremiten. Theologisch und spirituell könnte sicher an manche Textabschnitte ein Fragezeichen gesetzt werden. Die Begeisterung für einige Beispiele der „übermenschlichen Askese“ betrachtet man mit Recht heute sehr skeptisch. Aber die Beschreibung der Begeisterung für Gott und des Willens, ihm unter allen Umständen die Treue zu halten und sich von seinen Sünden nicht vom Gottvertrauen und vom inständigen Gebet abhalten zu lassen, waren zu allen Zeiten und Epochen mutmachende und anspornende Impulse. Nicht zuletzt für die wachsenden eremitischen Berufungen heute ist das Buch ein Gewinn. Bemerkenswert ist auch die sehr ansprechende Gestaltung. Gute Fotos, ein überzeugendes Layout und die handwerklich solide Verarbeitung tragen ebenfalls dazu bei, dass man das Buch mit Freude in die Hand nimmt und liest.

Maria Anna Leenen

Unter uns

„Welche Werte haben wir? Haben wir nur materielle Werte?“

Unsere Eltern hatten den Wiederaufbau. Lebten für die Arbeit – und gaben diese Werte an uns weiter. Aber welche Werte geben wir Wirtschaftswunder-Kinder weiter?

Damals ging es immer nur bergauf: Ich bin 1950 geboren und mitten in der Wirtschaftswunder-Zeit aufgewachsen. Ich könnte davon viel erzählen: von der ersten elektrischen Waschmaschine, vom ersten Samstag, an dem mein Vater nicht mehr arbeiten musste, von unserem ersten Auto, unserem ersten Urlaub in Italien, vom Verschwinden des staubigen Kohleofens, vom Fernseher mit Zehner-Plattenwechsler. Das prägte mich. Und sonst? Kann ich aus all dem brauchbare Ratschläge, Erfahrungen und Werte ableiten, die ich meinen Kindern vermitteln könnte?

Als ich in meinen Beruf als Ingenieur einstieg, war das Wirtschaftswunder schon vorbei. Irgendwelche Krisen – von Öl bis Umwelt, von Terrorismus bis Globalisierung – haben mich zeitlebens begleitet. Wohlstand wurde verwaltet, allenfalls umverteilt.

Kann ich einem Jüngeren wirklich noch den Wert Arbeit empfehlen, der 40, 50 oder 60 Bewerbungen schreibt und einfach keine Stelle findet? Soll ich dem etwa sagen: „Einfach die Ärmel hochkrempeln und fleißig sein“?

Aber wofür steht unsere Generation denn dann? Für die sexuelle Revolution? Für eine Gesellschaft, die auf Pump lebt, die Kindern und Enkeln kaum mehr rückzahlbare Schulden hinterlässt?

Meine Eltern hatten die Nazi-Zeit und den Krieg erlebt. Und daraus auch gelernt, dass die Demokratie und die Freiheit etwas Wunderbares sind. Sie gaben deshalb an uns weiter: „So etwas darf sich nie wiederholen. Wehret den Anfängen!“

Und wir? Was geben wir weiter? Politikverdrossenheit weit und breit. Steuerehrlichkeit ist ein Fremdwort. Scheidungen gehören zum Alltag. Haben wir denn auch geistige Werte? Wo sind meine Rezepte, Ratschläge und sinnvolle Regeln für die bevorstehende Zeit?

Es macht mich ratlos und traurig, wenn das Einzige, was ich an die nächste Generation vererbe, meine Eigentumswohnung ist. Mich würde interessieren, welche Werte Sie an Ihre Kinder und Enkelkinder weitergeben. Bin ich zu pessimistisch?

Friedhelm Neubauer, Essen

In: „Lenz – das Magazin für alle über 50“
Dezemberausgabe 2004, 9

Berichtigung

Leider wurde in der Januarausgabe übersehen, den Psalmen-Beitrag von Dr. Egbert Ballhorn in das Inhaltsverzeichnis auf dem Deckblatt aufzunehmen. Ich hoffe dennoch, dass der Artikel Ihre Aufmerksamkeit gefunden hat.

Gunther Fleischer